

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

Persönliche Nachrichten.

Persönliche Nachrichten.

U. M. Herr Rechtsanwalt Dr. jur. Julius Stadthagen hat den Charakter als Justizrat verliehen erhalten.

Sr. Majestät der König Don Carlos von Portugal ernannte u. M. den Königlichen Landbauinspektor Wilhelm Wulff zum „Cavalleiros da ordem militar de Nosso Senhor Jesus Christo“.

12. (9. ausserordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Sonnabend, den 26. Oktober 1901, nachmittags 5 Uhr

**Besichtigung des Königl. Instituts für Infektionskrankheiten,
Berlin N., Nordufer-Föhrerstrasse.**

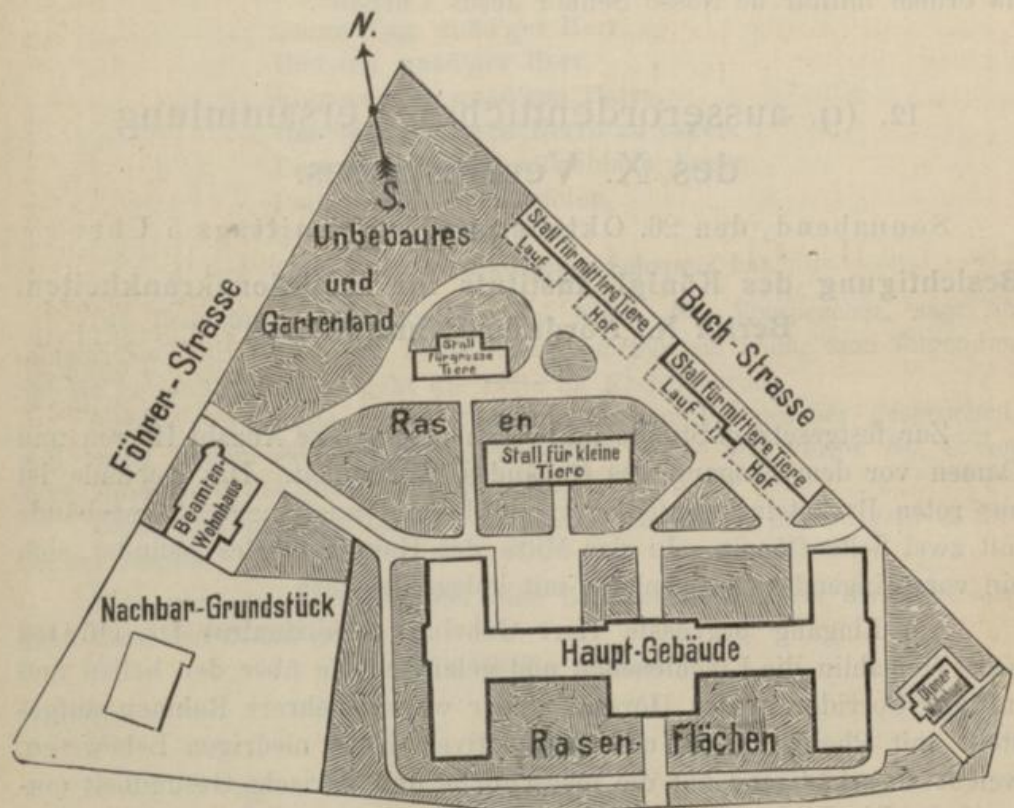
Zur festgesetzten Stunde hatte sich eine grosse Anzahl Herren und Damen vor dem Eingang des Gebäudes versammelt. Das Gebäude ist aus roten Backsteinen aufgeführt und besteht aus einem Längsgebäude mit zwei Seitenflügeln. In der Mitte des Hauptgebäudes befindet sich ein vorspringendes Treppenhaus mit hohen Fenstern.

Am Eingang begrüßte Herr Geheimer Medizinalrat Dr. Dönitz nebst Gemahlin die Erschienenen und geleiteten sie über den hellen und luftigen Corridor in den Hörsaal. Hier waren mehrere Rahmen aufgestellt mit Photographien und Diapositiven jener niedrigen Lebewesen, welche so schädigend auf die menschliche und tierische Gesundheit eingreifen. Die Bilder waren Meisterwerke in ihrer Art, hergestellt durch Herrn Professor Dr. Zettnow. Der I. Vorsitzende, Herr Geheimer Regierungsrat Friedel, begrüßte hier die Versammelten und dankte Herrn Geheimrat Dönitz für die freundliche Einladung zur Besichtigung dieses neuen für die Wissenschaft und für die Wohlfahrt gleich wichtigen Instituts.

Nun ergriff Herr Geheimrat Dönitz das Wort zu folgendem Vortrage:

Meine Damen, Meine Herren!

Ihr allverehrter Vorsitzender, der Gründer der Brandenburgia, Herr Geh. Rat Friedel, ist unablässig bemüht, Ihnen das, was die Mark Brandenburg an Sehenswürdigkeiten im weitesten Sinne des Wortes bietet, vor Augen zu führen, und so hat er vor länger als Jahresfrist auch mich gebeten, Ihnen das Institut für Infektionskrankheiten für eine Besichtigung zu öffnen. In Abwesenheit des Direktors, des Herrn Geh. Rat Robert Koch, hatte ich zugesagt, aber um Hinausschiebung des Termines gebeten, weil der Neubau des Institutes sich noch in gar zu unfertigem Zustande befand. Jetzt, wo er seiner Vollendung entgegengeht, ist nach seiner Rückkehr aus Neu-Guinea Herr Geh. Rat Koch gern damit einverstanden, dass ich mein Wort einlöse, und so kann ich Sie heute in diesen Räumen willkommen heissen.



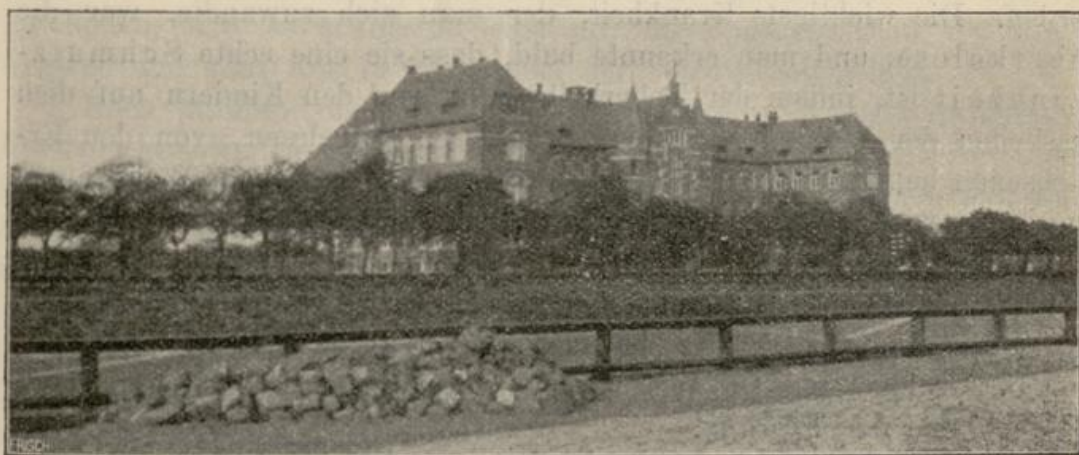
Nord-Ufer.
Maassstab 1-500.

Grundriss des Instituts für Infektionskrankheiten.

Wenn Sie die Einrichtungen eines Institutes, wie es das unsrige ist, verstehen wollen, müssen Sie erst Klarheit darüber haben, welche Aufgaben dem Institute gestellt sind, und mit welchen Mitteln, auf welche Weise diese Aufgaben gelöst werden. Sie würden sonst hier

nicht viel anderes sehen, als ein bakteriologisches Laboratorium. Dass aber ein grosser Teil unserer Thätigkeit ausserhalb des Laboratoriums liegt, würde Ihnen gar nicht zum Bewusstsein kommen. Ich halte es deshalb für meine Pflicht, Sie auf diese Dinge aufmerksam zu machen, ehe wir an die Besichtigung gehen. Ein kurzer historischer Rückblick wird Sie ausserdem überzeugen, dass die Errichtung dieses Instituts aus einer inneren Notwendigkeit hervorgegangen ist.

Wenn wir auf den Anfang der achtziger Jahre zurückgreifen, so finden wir den Direktor des Institutes, R. Koch, am Ende der ersten Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit; er hatte eine neue Wissenschaft geschaffen, die Bakteriologie, und bewiesen, was man schon geahnt, aber zu beweisen sich vergeblich bemüht hatte, dass alle ansteckenden Krankheiten, die sogenannten Infektionskrankheiten, durch kleine Lebewesen, pathogene Organismen, hervorgerufen werden, welche auf irgend eine Weise in den Körper eindringen. Indem sie



Institut für Infektionskrankheiten.

sich dort vermehren, rufen sie eine Schädigung des Körpers hervor, und dieser reagirt darauf automatisch mit Abwehrmassregeln, deren wir selber, wenn wir die Geschädigten sind, uns nicht einmal bewusst werden, ausser dass wir fühlen, dass wir krank sind. Alle diese Vorgänge zusammen, die Schädigung und die Abwehr, bilden den Begriff der Krankheit. R. Koch hatte also eine Anzahl solcher Schädlinge züchten gelehrt und mit seinen Reinkulturen gezeigt, dass einer jeden Krankheit ein eigener, spezifischer Mikro-Organismus entspricht.

Mit dieser Erkenntnis hatte die wissenschaftliche Medizin einen ganz erstaunlichen Fortschritt gemacht. Trotzdem kamen die Nörgler und sagten: Da habt Ihr nun die Bazillen entdeckt, — erfunden, sagte man gewöhnlich —, aber Krankheiten könnt Ihr damit doch nicht heilen!

Wer so sprach, übersah in kurzsichtiger Weise, dass mit der Kenntnis dieser Organismen uns eine mächtige Waffe in die Hand gegeben war. Wir hatten nur nötig, diese kleinen Wesen als unsere Feinde anzusehen und mit ihnen zu verfahren, wie man es mit einem politischen Feinde macht, d. h., Abwehrmassregeln treffen, und, wenn das nicht hilft, den Krieg erklären.

R. Koch, der damals Professor der Hygiene an hiesiger Universität war, wandte sich, dieser Stellung gemäss, den hygienischen Abwehrmassregeln gegen unsere mikroskopisch kleinen Feinde zu und trat damit in die zweite Epoche seiner ausserordentlich schöpferischen Thätigkeit ein, unterstützt von einer Schaar arbeitsfroher und opferwilliger Schüler.

Jetzt galt es, die Lebensweise der krank machenden Organismen innerhalb und besonders auch ausserhalb des menschlichen oder tierischen Körpers kennen zu lernen, und zu ermitteln, wie sie in den Körper gelangen. Das musste für jede einzelne Krankheit besonders festgestellt werden. Die wichtigste Krankheit, der man sich zuwandte, war die Tuberkulose, und man erkannte bald, dass sie eine echte Schmutzkrankheit ist, indem der Tuberkelbazillus von den Kindern auf dem Fussboden der Wohnungen und der Strassen aufgelesen, von den Erwachsenen hauptsächlich im Staube der Strassen wie enger Wohnräume eingeatmet wird. Verbreitet aber wird er durch den Auswurf hustender Schwindsüchtiger.

Für einige andere Krankheiten, die häufig als Seuchen auftreten, wurde festgestellt, dass sie sich gewöhnlich durch das Wasser verbreiten. Dahin gehören zwei der mörderischsten Krankheiten, die Cholera und der Typhus.

Ich kann die Sache hier nicht weiter verfolgen, doch werden Sie leicht verstehen, dass die so gewonnenen Kenntnisse den sich hieran anschliessenden Arbeiten über Schutzmassregeln eine ganz bestimmte Richtung gaben, und dass die Filtration des Wassers und die Desinfektion ganz besonders in Frage kamen. Die Desinfektion bezweckt die Zerstörung der Keime an solchem Material, welches noch weiter gebraucht werden soll, z. B. an der Wäsche, an den Wänden und Fussböden der Wohnräume, aber auch an den Instrumenten und dem Verbandmaterial, und sogar an den Händen des Chirurgen und auf der Haut des Kranken, an dem eine Operation vorgenommen werden soll.

Die Arbeiten über Wasserfiltration ergaben, dass ein grosses Wasserwerk mit Filterbetrieb ein keimfreies Wasser zu liefern nicht im Stande ist, dass es aber für das praktische Bedürfnis genügt, wenn der Keimgehalt in einem Kubikcentimeter Wasser von einigen Hunderttausend auf einige Hundert Keime herabgedrückt wird. Mit unseren beschränkten Hilfsmitteln können wir es der Natur nicht gleich thun, welche das

Oberflächenwasser durch mächtige Schichten märkischen Sandes allerdings keimfrei filtriert. Nun hätte man meinen sollen, dass nichts näher liegt, als dieses scheinbar einwandfreie Wasser aus der Tiefe zu heben, aber dieses Wasser enthält Eisen, welches sich in hässlichen braunen Flocken absetzt, wenn das Wasser mit der Luft in Berührung kommt; und ausserdem giebt es einer kleinen Alge Gelegenheit sich anzusiedeln und so gut zu gedeihen, dass sie schliesslich die Leitungsröhren verstopft. Doch ist man auch dieser Uebelstände Herr geworden, und Koch und seine Schule hat die Genugthuung, dass jetzt auch in Berlin das filtrierte Schmutzwasser des Müggelsees und des Tegeler Sees durch Tiefbrunnenwasser ersetzt werden soll, dessen sich Charlottenburg schon seit Jahren erfreut.

Sie sehen wohl, dass diese und ähnliche Arbeiten, an denen sich Koch mit ganzer Kraft beteiligte, zu einer völligen Umgestaltung der Hygiene geführt haben. Ausser Desinfektionsanlagen, Filterwerken und Tiefbrunnen wurden noch Rieselfelder als wichtige Elemente der Hygiene geschaffen, und es schliessen sich an: die Fleischbeschau, die Milchhygiene und alles was in das Gebiet der Sterilisation gehört.

Noch während man mit diesen für unsere socialen Verhältnisse tief einschneidenden hygienischen Untersuchungen und mit ihrer Übertragung in die Praxis beschäftigt war, mit Untersuchungen und Einrichtungen also, welche zum Zweck hatten, die krankmachenden Organismen von unserem Körper fern zu halten, begann R. Koch seine Arbeiten zur Heilung der ansteckenden Krankheiten. Das bedeutete, um in dem schon gebrauchten Bilde zu bleiben, den Krieg gegen Organismen, welche sich schon im Körper des Menschen, oder auch der höheren Tiere, angesiedelt und ihn krank gemacht haben. Damit begann die dritte Epoche der Thätigkeit R. Kochs.

Diese Arbeiten hatten den erstaunlichen Erfolg, dass Koch in dem von ihm dargestellten Tuberkulin der Welt ein Mittel schenkte, mit welchem man thatsächlich im Stande ist, beginnende Tuberkulose zu heilen. Es war diese Entdeckung eine That von weltgeschichtlicher Bedeutung, weil das Tuberkulin ein specifisches Heilmittel ist, d. h. ein solches, welches seine volle Wirksamkeit nur gegen eine ganz bestimmte Krankheit entfaltet, wie z. B. das Chinin gegen das Wechselfieber. Solcher specifischer Heilmittel waren bisher nur drei bekannt; das Chinin, das Quecksilber und das Jod. Koch fügte also diesen dreien ein viertes hinzu, das Tuberkulin, welches sich aber seiner chemischen Zusammensetzung nach wesentlich von den anderen unterscheidet, weil es aus den Krankheitserregern, den Tuberkelbazillen selber hergestellt wird. Mit seiner Entdeckung war wieder eine neue Bahn gebrochen, denn der Analogieschluss lag auf der Hand, dass es auch bei anderen bakteriellen Krankheiten specifische Heilssubstanzen

geben würde, die zu suchen die nächste Aufgabe sein musste. Das ging aber weit über den Rahmen eines hygienischen Institutes hinaus, und in richtiger Würdigung der Sachlage entschloss sich ein hohes Kultus-Ministerium, ein neues, eigenartiges Institut zu gründen, dessen Arbeiten auf das grosse Ziel, die Heilung und Unterdrückung der Infektionskrankheiten, gerichtet sein sollten. So entstand das Institut für Infektionskrankheiten, dem selbstverständlich eine Krankenabteilung beigegeben werden musste, weil die Beschäftigung mit Krankheiten, so wie sie geplant war, ohne Kranke nicht denkbar ist.

Als Krankenhaus konnte nur die Charité in Frage kommen, auf deren Grund und Boden das bekannte Barakenlazaret errichtet wurde. Zur Unterbringung der sogenannten wissenschaftlichen Abteilung wurden die in der Unterbaumstrasse gelegenen Häuser angekauft, welche den älteren Berlinern unter dem Namen des Triangels bekannt waren. Das war nur eine provisorische Einrichtung, aber es gingen doch aus diesen unscheinbaren Räumen epochemachende Entdeckungen hervor. Hier begründete Behring seine Blutserumtherapie, welche auf gänzlich neuen Grundsätzen beruhte.

Sie wissen alle, welcher Segen der Welt daraus erwachsen ist, so dass wir jetzt den Würgeengel unserer Kinder, die Diphtherie, nicht mehr zu fürchten haben, wenn nur rechtzeitig die Krankheit erkannt und das Heilmittel gegeben wird.

Vielleicht ist es zweckmässig zum besseren Verständnis dessen, was ich Ihnen noch sagen möchte, wenn ich mit ein paar Worten auf die Gewinnung des Diphtherie-Heilserums eingehe. Es ist allgemein bekannt, dass gewisse Krankheiten den Menschen nur einmal zu befallen pflegen; das einmalige Ueberstehen der Pocken, des Typhus, der Cholera u. s. w. schützt gewöhnlich gegen eine zweite Erkrankung auf Lebenszeit, oder doch auf sehr lange Zeit, und das ist nach unserer heutigen Auffassung in Folgendem begründet.

Der menschliche und der tierische Körper besitzt chemische Schutzstoffe gegen die Krankheitserreger, also z. B. auch gegen die Diphtheriebazillen. Durch das Ueberstehen der Krankheit erlangt der Körper die Fähigkeit, diese Schutzstoffe dauernd in noch viel grösserer Menge zu erzeugen, so dass die Krankheitserreger, wenn sie ein zweites Mal in den Körper eindringen sollten, von vorn herein unschädlich gemacht werden. Man sagt dann, dass der Mensch immun gegen diese Krankheit ist. Bei Tieren können wir aber eine zweite Erkrankung erzwingen, indem wir ihnen sehr grosse Mengen der Krankheitserreger oder der von ihnen erzeugten Gifte beibringen. Wir spritzen sie ihnen zu diesem Zwecke gewöhnlich unter die Haut. Nach dieser zweiten Erkrankung hat die Menge der im Tierkörper erzeugten Schutzstoffe wieder bedeutend zugenommen. Wenn man diese erzwungenen Erkrankungen mehrmals

wiederholt, so sammelt sich in dem Blute des Tieres so viel Schutzstoff an, dass in wenigen Kubikcentimetern Blut eine solche Menge davon vorhanden ist, dass man damit die auf natürlichem Wege entstandene Krankheit heilen kann; und das Tier, welches dieses heilkräftige Blut (Blutserum) liefert, nennen wir hoch immun; wir haben es hoch immunisiert, d. h. gegen sehr grosse Mengen Krankheitsstoff unempfindlich gemacht.

In der Folge stellte sich bald heraus, dass die Heilsera, welche man gegen andere Krankheiten herstellte, in ihrer Leistungsfähigkeit weit hinter dem Diphtherieheilserum zurückblieben. Diesem Übelstande wusste man dadurch abzuhelpen, dass man solche Leute, die einer besonderen Ansteckungsgefahr ausgesetzt waren, in derselben Weise gegen diese Krankheit immunisierte, wie man das bei der eben erwähnten Immunisation der Tiere thut. Das ist z. B. das Verfahren, welches man in Südafrika und in Indien gegen Typhus und auch gegen Pest nicht ohne Erfolg eingeschlagen hat.

An der Ausarbeitung der diesen Bestrebungen zu Grunde liegenden Ideen ist das Institut für Infektionskrankheiten in hervorragendem Maasse beteiligt, und für das praktische Bedürfnis sind dabei zwei Verfahren herausgekommen: das Heilen der Kranken mit specifischen, von den Krankheitserregern gewonnenen Heilmitteln, und das Immunisieren der Gesunden gegen befürchtete Ansteckung. Beide Verfahren werden immer auf den einzelnen Menschen angewendet. R. Koch ist aber noch einen Schritt weiter gegangen und hat begonnen, die Seuchen als solche zu bekämpfen. Wie das gemeint ist, wird am besten ein Beispiel lehren.

Als im Jahre 1892 die Cholera über Europa hereingebrochen war und an Deutschlands Grenzen lauerte, wusste man schon, dass uns die grösste Gefahr auf dem Wasserwege drohte, und wirklich gelangte die Seuche durch den Seeverkehr nach Hamburg, wo sie explosionsartig einen schreckenerregenden Umfang annahm. Von Hamburg aus drohte sie stromauf zu gehen, und ebenso war der Rhein von Holland aus, die Oder und die Weichsel von Russland und Mähren aus bedroht, denn in den Nachbarländern herrschte die Cholera, und die Seuche verbreitet sich eben so wohl stromauf — wie abwärts. Das liegt daran, dass kranke Schiffer das Flusswasser verseuchen, und dass dadurch wieder die Uferbevölkerung, welche dieses Wasser benutzt, gefährdet ist. Hat sich aber erst die Krankheit an den Ufern der grossen Flüsse festgesetzt, so wird sie leicht über das ganze Land verbreitet. — Zur Abwehr wurden nun auf Kochs Veranlassung an allen gefährdeten Punkten Wachtposten, d. h. bakteriologisch geschulte Hygieniker aufgestellt, welchen es thatsächlich gelang, den Feind abzufangen, noch bevor er Schaden thun konnte. Es wurde der Schiffsverkehr sorg-

fältig überwacht; jeder Cholerakranke, welcher über die Grenze kam, wurde mit seiner Umgebung, die ja auch schon infiziert sein konnte, isoliert, und eine Verseuchung Deutschlands wurde verhindert.

Bei dieser Art der Seuchenbehandlung besteht ein wesentliches Moment darin, dass man nicht nur nach den augenscheinlich Kranken sucht, sondern auch nach denjenigen, welche die Krankheitskeime in sich beherbergen, ohne sich krank zu fühlen. Lässt man diese frei herumgehen, so streuen sie die Krankheitskeime weiter aus, und die Unterdrückung der Seuche ist vereitelt. Es müssen also alle in Frage kommenden Personen eine kurze Zeit unter ärztliche Beobachtung gestellt und mit allen Hilfsmitteln, welche uns die Bakteriologie an die Hand giebt, fortlaufend untersucht werden, bis wir sie mit Sicherheit entweder für frei oder für krank erklären können. Da sich diese Massregeln immer nur auf eine verschwindend kleine Anzahl von Personen erstrecken, so merkt man davon im öffentlichen Leben gar nichts; nur wenige Familien werden davon berührt.

Diese Grundsätze sind neuerdings wieder bei der Malaria erprobt worden, indem von diesem Institute aus die Unterdrückung dieser Krankheit auf der Insel Brioni an der Westküste von Istrien geleitet wurde.

Die Malaria, eine Krankheit, für welche das gute deutsche Wort Wechselfieber oder kaltes Fieber leider in Vergessenheit zu kommen scheint, hat das Eigentümliche, dass, wenn sie nicht gleich bei den ersten Anfällen durch richtige Chininbehandlung geheilt wird, sie Jahre lang wiederkehrt und immer leichtere Anfälle hervorruft, die von den Kranken oft wenig beachtet und daher der ärztlichen Kenntnis und Behandlung entzogen werden. Solche Personen vermögen aber ihre Umgebung eben so leicht anzustecken wie frischere Fälle. Wenn nämlich in der warmen Jahreszeit gewisse Mückenarten an solchen Personen Blut saugen und nach einiger Zeit wieder gesunde Personen stechen, so übertragen sie die Krankheit auf letztere. Um das zu verhüten, müssen also die chronisch Erkrankten unschädlich gemacht werden, indem man sie in regelrechte Behandlung nimmt und heilt. Vorerst aber müssen diese Personen entdeckt werden, und das ist eine sehr mühselige Aufgabe. Man entnimmt den in Frage kommenden Personen einige Tröpfchen Blut, streicht es auf kleine Gläschen aus und unterwirft es der mikroskopischen Untersuchung. Finden sich im Blute die Malaria-parasiten, die ich Ihnen gleich im Bilde vorzuführen gedenke, so werden die Kranken in Behandlung genommen und müssen Chinin schlucken, sie mögen wollen oder nicht. Auf der Insel Brioni nun, deren reiche Naturschätze nicht ausgebeutet werden konnten wegen des dort herrschenden Wechselfiebers, wurde die Krankheit im Laufe eines Jahres bis auf einige Fälle, die von aussen her frisch eingeschleppt wurden, unterdrückt,

dank der aufopfernden Thätigkeit des Herrn Prof. Frosch, des Vorstehers der wissenschaftlichen Abteilung des Institutes. Welche Bedeutung dieser Thätigkeit beizumessen ist, werden Sie verstehen, wenn ich Ihnen sage, dass in der dortigen Gegend früher blühende Städte wegen des mörderischen Wechselfiebers verlassen werden mussten und jetzt in Ruinen liegen. Ich muss noch hinzufügen, dass ein grosser Teil der in Brioni angefertigten Blutpräparate hier in diesem Institute untersucht wurde, und dass der ganze Feldzug gegen die Malaria von hier aus geleitet worden ist.

Im Augenblick sind wir damit beschäftigt, an der Typhusepidemie in Gelsenkirchen und vielleicht auch anderwärts zu zeigen, dass man jetzt im Stande ist, auch den Typhus als Seuche zu unterdrücken. Die nötigen Vorarbeiten sind im Institute gemacht worden und haben zu dem Ergebnis geführt, dass es möglich ist, Leute, die sich gar nicht krank fühlen, aber doch Typhusbazillen ausstreuen, unter den Gesunden herauszufinden, und damit ist die Grundlage für eine Bekämpfung der Seuche gegeben. Zur Aufklärung über die Vorgänge in Gelsenkirchen möchte ich noch bemerken, dass die dortigen Filterwerke nicht, wie in unserer Mark, durch meterdicke Sandschichten, sondern durch Schotter filtrieren müssen, der viel zu grossporig und durchlässig ist, um einwandfreies Gebrauchswasser zu liefern. Gelangen dort also auf irgend eine Weise, Typhuskeime in die Ruhr, so werden sie mit dem filtrierten Wasser in alle Häuser verteilt, und die Epidemie ist fertig. Ein direkter Bezug des Wassers aus der Ruhr scheint die Sache nicht viel schlimmer zu machen. Für die Zukunft wird es sich also darum handeln, zu verhindern, dass der Fluss überhaupt infiziert wird. Durch unnachsichtige Ausübung der Anzeigepflicht bei einem jeden Typhusfalle und gehörige Beaufsichtigung kann das erreicht werden. Es ist das der einzig gangbare Weg, weil zweckmässige Veränderungen an der Wasserversorgung und der Abführung der Verbrauchswässer, die dort noch sehr im Argen liegt, nicht mit der nötigen Schnelligkeit ausgeführt werden können, selbst wenn die dazu nötigen kolossalen Geldmittel zur Verfügung ständen.

Zum Schluss möchte ich Sie zur Vervollständigung des Bildes, das ich Ihnen hier von unseren Arbeiten entworfen habe, noch einen Ausblick in die Zukunft thun lassen und will noch einige Worte über die Pest sagen. Wir stehen dieser Seuche nicht mehr so ratlos gegenüber, wie unsere Vorfahren, seitdem man ihr Wesen und ihre Verbreitungsart erkannt hat. Die Ansteckungsgefahr von Person zu Person ist bei weitem nicht so gross, wie man früher annahm. Dagegen hat sich gezeigt, dass die Ratten es sind, welche den Ansteckungsstoff, die Pestbazillen, nach allen Richtungen hin verbreiten. Wer die Lebensweise der Ratten kennt, weiss auch, dass kein Ort vor ihnen sicher ist; aber

ganz besonders ist dieses der Fall bei pestkranken Ratten, welche unter dem Einfluss ihrer Krankheit nicht mehr wissen was sie thun, deshalb ihre Scheu vor dem Menschen ablegen und am hellen Tage herumlaufen, wo sie sonst nur unter dem Schutze der Nacht ihr Wesen treiben. Überall streuen sie dabei die Pestbazillen aus. Das erklärt wohl zur Genüge, weshalb es so schwer ist, sich gegen die Ansteckung zu schützen, weil man nicht wissen kann, wo die Ratten gehaust haben.

Wenn wir uns also gegen die Pest schützen wollen, so müssen wir zuvörderst die Ratten nach Möglichkeit vertilgen. Das sieht man jetzt sogar an jenen Orten ein, wo man bisher die Thäterschaft der Ratten leugnete, wie z. B. in Alexandrien. Seit drei Jahren kommen dort immer wieder kleine Gruppen von Pestfällen vor, aber erst jetzt fängt man an die Anwesenheit und Thätigkeit der Ratten zu würdigen. Hoffen wir aber, dass auch unsere Regierung sich dieser Auffassung anschliesst und bei Zeiten den Ratten den Krieg erklärt. In Hafenstädten hat man schon begonnen, auf pestverdächtigen Schiffen gegen diese Tiere zu Felde zu ziehen, trotz der sehr bedeutenden Kosten, die besonders dadurch entstehen, dass durch die Mittel, welche man zur Vernichtung der Ratten auf einem voll beladenen Schiffe anwendet, oft ein erheblicher Teil der Ladung schwer beschädigt wird, wofür Schadenersatz zu leisten ist. — Wichtiger noch erscheint es, zu Lande die Ratten zu bekämpfen; doch das ist viel schwieriger, weil die Ratten einfach auswandern, wenn sie merken, dass ihnen nachgestellt wird; und nachher kommen sie wieder.

Dass jetzt schon in unserem Institute an allen die Pest betreffenden Fragen sehr eifrig gearbeitet wird, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Es ist sogar zu diesem Zwecke eine eigene Abteilung für besonders gefährliche Krankheiten von der wissenschaftlichen Abteilung abgetrennt und Herrn Prof. Kolle unterstellt worden.

Hiermit glaube ich nun, Ihnen ein leidlich anschauliches Bild von der Entwicklung des Königl. Preussischen Institutes für Infektionskrankheiten gegeben zu haben. Sie werden daraus den Eindruck gewonnen haben, dass auf unserem Arbeitsfelde schon einiges geleistet worden ist, dass aber noch sehr viel Arbeit vor uns liegt. Sie werden aber auch gesehen haben, dass wir nicht speciell Bakteriologie treiben, dass wir auch weder reine Hygieniker noch reine Kliniker sind, dass wir aber alle diese Gebiete beherrschen müssen, um ihre Errungenschaften, an denen wir selber beteiligt sind, zur Erreichung unseres Zieles, der Ausrottung der Infektionskrankheiten, mit Erfolg auszunutzen. Diese neueste Richtung der ärztlichen Thätigkeit ist die eigenste Schöpfung des Direktors des Institutes, eines Robert Koch, dem die Munificenz Sr. Majestät Regierung diesen stattlichen Neubau

übergeben hat, worin er die nötigen materiellen Unterlagen finden wird zur weiteren Entfaltung seiner schier unerschöpflichen Kräfte.

Auf diesen Vortrag folgte die Vorführung einer Anzahl Projektionsbilder durch Herrn Professor Zettnow, zu denen Herr Geheimrat Dönitz die notwendigen Erklärungen gab. Aus der grossen Fülle der Bilder mögen hier nur einige herausgegriffen werden, weil sie ganz besonderes Interesse erregen. Es sind das Kulturen der Cholerabazillen im Reagierröhrchen und auf der Platte, StICKkultur von Milzbrand, Diphtheriebazillen und Pestbazillen, Milzbrandbazillen und Influenzabazillen. Das grösste Interesse boten aber die Präparate der Malaria-parasiten auf den verschiedensten Entwicklungsstufen in den roten Blutkörperchen, und zwar von allen drei bekannten Arten, nämlich des dreitägigen, des viertägigen und des Tropenfiebers.

Ein Bild zeigte den Mückenmagen, besetzt mit zahllosen Kugeln, welche die Keime zu neuen Parasiten enthalten, die nun in die Giftdrüse der Mücke wandern und durch den Stich in das Blut des Menschen befördert werden.

Am Schluss des Vortrages dankte Herr Geheimrat Friedel den beiden genannten Herren für die lehrreiche Stunde.

Hierauf folgte die Besichtigung des Gebäudes, in welches die wissenschaftliche Abteilung des Institutes Anfang Juli 1900 übergeführt wurde, nachdem sie 9 Jahre lang provisorisch im sogenannten Triangel am Unterbaum untergebracht gewesen war. Da der Platz, auf welchem das alte Gebäude stand, für den im Werke begriffenen Umbau des Königl. Charité-Krankenhauses gebraucht wurde, musste mit den Arbeiten in den neuen Räumen schon begonnen werden, noch bevor die innere Einrichtung vollendet war.

Der Grundriss des aus rotem Backstein hergestellten Gebäudes stellt ein stark in die Breite gezogenes lateinisches H dar, indem ein von Ost nach West ziehendes Hauptgebäude zwei langgestreckte Seitenflügel mit einander verbindet. Ein weit ausladender Mittelbau enthält das gross angelegte, bis in den zweiten Stock durchgehende Treppenhaus. In beiden Stockwerken läuft ein heller Korridor die ganze Länge der nach Süden gelegenen Front entlang, während die Hauptlaboratorien des gleichmässigeren Tageslichtes wegen nach Norden untergebracht sind. In den Seitenflügeln befinden sich grosse Säle für Unterrichtszwecke, das chemische Laboratorium, die Bibliothek, der Hörsaal, die Abteilung für besonders gefährliche Krankheiten, welche immer verschlossen gehalten wird, und die photographische Abteilung.

Die Wutschutzstation, in welcher Personen, die von tollen oder tollwutverdächtigen Hunden gebissen sind, der Pasteurschen Schutzimpfung unterzogen werden, liegt im Hauptgebäude. Hier suchen jährlich mehr als 300 Menschen Hilfe. Sie kommen alle aus den

Grenzgebieten gegen Russland und Oesterreich, niemals aus dem Westen des Reiches.

In den Kellerräumen wurden die Heizanlagen, ein riesiger Verbrennungsofen, die Centrifugen und die Kugelmühlen besichtigt, welche letztere zur Zeit dazu benutzt werden, die winzigen Tuberkelbazillen, von denen etwa 200 auf die Länge eines Millimeters gehen, so fein zu zerreiben, dass nicht ein einziger Bacillus ganz bleibt.

Zum Schluss erfolgte ein Rundgang durch die 4 Tierställe, in welchen alle Arten von Versuchstieren, von der Maus an bis zum Esel hinauf untergebracht waren. Pferde sollen demnächst eingestellt werden. Für Tiere mittlerer Grösse, wie Hunde, Ziegen, Schweine, sind ausserdem noch sogenannte Laufställe vorhanden, in welchen sich die Tiere bei Tage frei bewegen können.

Die Beleuchtung sämtlicher Gebäude, auch der Ställe, ist elektrisch. Gas wird nur für Laboratoriumszwecke gebraucht.

Die Krankenabteilung wird später von der Charité nach dem Virchow-Krankenhaus verlegt werden, welches jetzt eben in unmittelbarer Nähe des Institutes im Bau begriffen ist und voraussichtlich im Jahre 1904 eröffnet werden wird. Laut Vertrag mit der Stadt sollen dem Institute 4 Baracken mit zusammen 100 Betten zur Verfügung gestellt werden.

Nach der Besichtigung fand sich ein grosser Teil der Besucher noch bei einem Glase Bier in dem Restaurant zum Landsknecht zusammen.

13. (4. ordentliche) Versammlung des X. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 30. Oktober 1901, abends 7¹/₂ Uhr
im Bürgersaale des Rathauses.

Vor dem Eintritt in die diesmalige Tagesordnung war von dem Vorstände eine kleine Feier eingeschoben worden, behufs Überreichung einer Ehrengabe zur silbernen Hochzeit für unseren Ersten Vorsitzenden Herrn Geheimrat Friedel und seine Frau Gemahlin.

Zu diesem Zwecke hatte sich eine ganz besonders stattliche Anzahl von Mitgliedern und Freunden der Brandenburgia versammelt.

Vor dem Rednerpulte war von Herrn Franz Körner ein hübsches Arrangement aus Früchten und Herbstblumen hergerichtet worden,

dessen Mittelpunkt die Silberstatue der Brandenburgia bildete. Über derselben, schon auf dem Pulte befestigt, hing eine Krone aus grünen Blättern und bunten Blumen, zwischen denen Silberblätter eingeflochten waren.

Neben dem Gabentisch hatten sich die Mitglieder des Vorstandes (von denen die Herren Geheimrat Bluth und Dr. Carl Bolle leider durch Krankheit behindert waren) sowie die Mitglieder des Ausschusses aufgestellt. Herr Friedel, bedauerlicher Weise ohne seine erkrankte Gattin, wurde durch die Herren Telge und Fr. Körner geleitet, worauf das Vorstandsmitglied Herr Dr. Bahrfeldt folgende Ansprache hielt.

Hoch verehrter Herr Geheimer Rat!

Vor wenig Tagen, da ist es Ihnen vergönnt gewesen, im Kreise Ihrer Familie fern ab vom Getriebe der Hauptstadt in stiller Zurückgezogenheit den Tag zu feiern, an dem Sie und Ihre Frau Gemahlin vor 25 Jahren die Hände zum Ehebunde in einandergelegt haben. Ein solches Fest der silbernen Hochzeit giebt allen denen, die Ihnen persönlich nahestehen, und allen, die Sie schätzen in Ihrer weit ausgedehnten, fruchtbaren Thätigkeit im öffentlichen Leben, im Dienste unserer grossen Stadtgemeinde, nicht minder aber in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, die Sie als Meister beherrschen, erwünschten Anlass, Ihnen ihre Sympathien zu bezeugen, Ihnen die herzlichsten Glück- und Segenswünsche darzubringen. Das ist von allen Seiten, von nah und fern in reichem Masse geschehen.

Auch die Brandenburgia hat ihren Wünschen durch den Mund des Vorstandes in einer Adresse an Sie in der Ferne schon Ausdruck gegeben. Aber dennoch drängt es uns, heute, wo Sie zum ersten Male wieder in unserer Mitte erscheinen, unmittelbar Ihnen zu nahen. Heute jubelt Ihnen die Brandenburgia einmütig die herzlichsten Glückwünsche entgegen, heute mögen Sie es aus unser aller Munde vernehmen, wie sehr wir Sie schätzen und hoch halten als den Begründer, als den zielbewussten Leiter unserer Gesellschaft. Was die Brandenburgia ist, das dankt sie Ihnen!

Denken Sie zurück an jene erste vorbereitende, von Ihnen berufene Versammlung am 17. Januar 1892 bei Alfieri, den nun auch längst der Rasen deckt, — jener kleine Anfang, und heute! Schauen Sie um sich: die heutige Grösse, die heutige Bedeutung der Brandenburgia — das ist Ihr Werk! Und das fühlt, das empfindet jeder unter uns! Mag man Ihnen draussen von allen Seiten Ehrungen entgegenbringen und Sie feiern auf den weiten Gebieten Ihrer vielseitigen Thätigkeit, — hier, in der Brandenburgia, in dieser grossen Familie, da gehören Sie uns allein, da sind Sie unser Friedel!

Wenn Eins dabei, hochverehrter Herr Geheimer Rat, mit Schmerz uns erfüllt, so ist es der Umstand, dass Ihre verehrte Frau Gemahlin

leider durch Krankheit von dieser Feier ferngehalten wird. Aber auch sie, der Sonnenschein Ihres Hauses, wird wieder gesunden und wird mit ihrem regen Interesse für die Brandenburgia, das sie so oft bethätigt hat, Ihnen wieder in unsern Versammlungen zur Seite sein.

Um den Gefühlen der Dankbarkeit, h. v. H. G. R., für alles das was Sie für die Brandenburgia gethan und geschaffen haben, auch einen sichtbaren Ausdruck zu verleihen, haben die Mitglieder unserer Gesellschaft kein passenderes Zeichen der Verbindung zwischen Ihnen und uns wählen zu sollen geglaubt, als diese Figur hier, die die Gesellschaft „Brandenburgia“ sinnbildlich verkörpert und die wir dem hochverehrten Jubelpaare als Festgabe gewidmet haben.

Indem wir Ihnen diese nunmehr überreichen, bitten wir Sie, sie zum dauernden Gedächtnis entgegennehmen zu wollen. Möge sie Ihnen eine Erinnerung bleiben an das Fest Ihrer silbernen Hochzeit, möge sie Sie erinnern an die Ihnen stets dankbar verbundene Brandenburgia und möge sie dermal einst Ihren Kindern die heutige Zeit, für Sie so reich an Ehren und Erfolgen, in das Gedächtnis zurückrufen!

Fünfundzwanzig Jahre sind eine lange Spanne Zeit, aber dennoch ist es keine Übertreibung, wenn wir alle von Herzen wünschen, Sie mindestens noch fernere 25 Jahre in gewohnter Rüstigkeit und Geistesfrische, vereint mit Ihrer Frau Gemahlin unter uns zu sehen, und Sie dabei als den erfolgreichen Leiter unserer Gesellschaft! Diesen Wunsch, — aus aufrichtigem Herzen kommt er uns allen und erfüllt uns aufs Innigste — lassen Sie uns meine Damen und Herren bekräftigen und in ein Hoch ausklingen auf das Jubelpaar.

Unser allverehrter Vorsitzender, Herr Geheimer Regierungsrat Friedel und seine verehrte Frau Gemahlin, so wie das ganze Haus Friedel, — sie leben hoch! hoch! hoch!“

Herr Friedel dankte für sich und seine Familie mit verbindlichen Worten und dem Hinweise, dass das erfreuliche Aufblühen der Brandenburgia keineswegs ihm allein, sondern der regen Anteilnahme des gesamten Vorstandes und Ausschusses sowie so vieler sonstiger Mitglieder der Gesellschaft zu verdanken sei. Einigkeit mache stark, das bewiesen die Fortschritte unserer Gesellschaft und ihrer wissenschaftlichen Leistungen. Er hoffe und wünsche, dass diese schöne und fördernde Harmonie innerhalb der Brandenburgia ihr immerdar beschieden sein möge.

Demnächst überreichte u. M. Herr Justizrat Stadtrat Bürkner aus Rixdorf dem Jubilar eine grosse silbergerahmte photographische Ansicht der Friedel-Strasse in Rixdorf mit herzlichen Glückwünschen seitens der Anwohner dieser vor einigen Jahren zu Ehren unseres ersten Vorsitzenden benannten Strasse.

Der letztere dankte auch hier auf das Herzlichste, leitete scherzhaft seinen Namen von „Frieden“ ab und hoffte, dass dieser alle Zeiten

in den Häusern der Friedel-Strasse und auf der Strasse selbst walten und bewahrt werden möge.

Nach Schluss dieser Jubiläumsfeier ersuchte Herr Dr. Bahrfeldt Herrn Geheimrat Friedel das Präsidium unter Eintritt in die Tagesordnung zu übernehmen.

Der I. Vorsitzende, Geheimrat Friedel, ergriff hierauf das Wort zu den unter No. 1 bis 8 verzeichneten Mitteilungen:

1. Zur Rudolf Virchow-Feier. Die Brandenburgia war bei der erhebenden Feier in den Räumen des Abgeordneten-Hauses, Sonnabend den 12. Oktober, am Vorabend des 80. Geburtstages, durch eine Abordnung des Vorstandes und Ausschusses vertreten, welche ein gebundenes Exemplar der Veröffentlichungen der Brandenburgia und das Diplom der Ernennung zum Ehrenmitgliede nebst einer darauf bezüglichen Adresse überreichte. Die letztere hatte folgenden Wortlaut:

Hochzuverehrender Herr Geheimer Medizinalrat!

Auf altägyptischen Wandgemälden sehen wir, wie der Pharao auf dem Throne sitzt und die Abgesandten befreundeter Länder und Stämme empfängt, welche sich ihm in langem Zuge nahen und huldigend Gaben darbringen.

Ähnlich naht sich zu Ihrem heutigen achtzigsten Geburtstag in schier unübersehbarer Folge die Reihe der glückwünschenden Gelehrten und Forscher, Gesellschaften und Vereine. Jeder legt Ihnen, dem Pharao auf dem Throne der Wissenschaft, huldigend eine Widmung vor.

So tritt auch die „Brandenburgia“, Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg, welche seit beinahe zehn Jahren die Märkische Natur- und Volksgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin pflegt, an Sie heran und bittet Sie, die Ernennung zum Ehrenmitglied und im Anschluss daran ein Exemplar ihrer sämtlichen Schriften freundlichst entgegen nehmen zu wollen.

Unvergessen wird in den Annalen der Wissenschaft für alle Zeiten bleiben, was Rudolf Virchow auch auf dem engeren Gebiet der Heimat für die Vorgeschichte, für die Anthropologie und für die Volkskunde unmittelbar und mittelbar erforscht und angeregt hat.

Möge die Heimatkunde sich noch viele Jahre Ihrer Unterstützung und Förderung erfreuen!

In ausgezeichnetener Verehrung

„Brandenburgia“

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

Der Vorstand

Ernst Friedel,
I. Vorsitzender.

Bluth,
II. Vorsitzender.
Eduard Zache,
I. Schriftwart.

Georg Galland,
Ausschuss-Obmann.

Das Ernennungs-Diplom lautet wie nachstehend:

Die unterzeichnete Gesellschaft hat den

Königlichen Geheimen Medizinalrat

Herrn Professor Dr. med.

Rudolf Virchow

zum

Ehrenmitgliede

unter Bezug auf §§ 5, 9, 13 und 17 ihrer Satzungen

vom 22. März 1892 ernannt, wie hierdurch beurkundet wird.

Berlin, den 13. Oktober 1901.

„Brandenburgia“

Gesellschaft für Heimatkunde der Provinz Brandenburg.

Der Vorstand

Ernst Friedel,

Bluth,

Georg Galland,

I. Vorsitzender.

II. Vorsitzender.

Ausschuss-Obmann.

Eduard Zache,

I. Schriftwart.

Aus der gedruckten Festordnung zur Feier im Hause der Abgeordneten, welche ich herumreiche, ersehen Sie, dass die Brandenburgia als heimatkundliche Gesellschaft unter die naturwissenschaftlichen Gesellschaften (Seite 11) eingereiht war.

Am Vormittag war an mich eine Einladung zur Besichtigung des neuen Pathologischen Museums der Universität Berlin ergangen und lege ich die hierauf bezügliche Einführungs-Schrift (mit 5 Grundrissen, Berlin 1901, Schmal-Folio, bei Hirschwald) zur Kenntnisnahme vor. Ich habe sofort die Gelegenheit benutzt, um Herrn Rudolf Virchow, den Gründer dieses grossartigen, in seiner Art unübertroffenen Museums, unser Ehrenmitglied zu bitten, uns den Besuch des Museums zu gestatten. Die Genehmigung ist in liebenswürdiger Weise umgehend gestattet worden und wird die Besichtigung unter Führung des Museums-Assistenten Herrn Dr. med. Kaiserling Sonntag den 1. Dezember d. J. von 10 Uhr Vormittag ab erfolgen.

2. Ein seltsamer Vergiftungsfall. Unser verehrtes Vorstandsmitglied, Dr. Carl Bolle, der am 21. November d. J. hoffentlich in bester geistiger und körperlicher Frische seinen Geburtstag feiern wird, schreibt mir, dass er eigentlich an Stelle des behinderten II. Vorsitzenden meine heutige Begrüssung zur Silberhochzeit habe übernehmen sollen, daran aber durch eine heftige Hautvergiftung, die er sich im wissenschaftlichen Uebereifer zugezogen, zu seinem Bedauern verhindert werde. Freund Bolle hat in der sogenannten Burgsdorffschen Plantage des Tegeler Forstes dort seit hundert und mehr Jahren verwilderten

Gift-Sumach (*Rhus toxicodendron* L.) ausgegraben und sich durch Berührung der Blätter und Wurzeln des hier auf der Erde rankenden Strauchs vergiftet, der an das Fünfblatt, gewöhnlich wilder Wein genannt, *Ampelopsis quinque folia*, in seiner äusseren Erscheinung flüchtig erinnert. In humorvoller Selbstanklage fügt er hinzu, er habe auf seiner Insel Scharfenberg vor etwa 20 Jahren einen jetzt hochstämmigen Sumach gepflanzt und dabei ebenfalls eine heftige Hautentzündung bekommen, sei aber, trotz seiner Jahre, durch Schaden nicht klug geworden. Dieser baumartige Strauch, von dem Carl Bolle in seiner pathetischen Weise ausruft, dass Sylvan und Flora ihn in einer Stunde finsternen Menschenhasses erzeugt hätten, *Rhus toxicodendron* zur Familie der Anacardiaceae (Therebinthaceae) (Ascherson, Flora des Norddeutschen Flachlandes, Berlin 1898—99, S. 477) gehörig, ist zwar nicht so furchtbar giftig, wie sein Verwandter *Rhus venenata*, in dessen blosser Nähe, ohne unmittelbare Berührung der Pflanze, empfindliche Naturen schon Vergiftungserscheinungen bekommen, aber doch verhängnisvoll genug, wie ich an Freund Bolle sah, dessen Kopf kürbisartig angeschwollen und wie der Hals und die Hände mit blatternartigen Pusteln bedeckt und stark gerötet war.

Späterer Zusatz: Diese Erscheinungen haben 3 Wochen, allmählich abschwächend, gedauert.

Erkrankungen durch Giftsumach sind bei uns, da der Baum mit Fug gemieden wird, natürlich selten. Mir ist aus Berlin nur noch ein Fall bekannt geworden, über den Dr. Robert Immerwahr, Specialarzt für Hautkrankheiten, im Dermatologischen Centralblatt i. J. 1900 berichtet hat. Bei einem am alten botanischen Garten beschäftigten Gärtner hatten sich in Folge unvorsichtigen Hantierens mit *Rhus toxicodendron* ähnliche starke entzündliche Schwellungen der Haut, des Gesichts und der Vorderarme mit Blasen- und Pustelbildung herausgestellt, welche sich in etwa 14 Tagen von selbst zurückbildeten. Irgend ein Heilmittel hat Dr. Bolle nicht angewendet. Im Anton Kerner's von Marilaun Pflanzenleben. 2. Aufl. I. 1896 finden Sie den Giftsumach auf der farbigen Tafel zu Seite 474 dargestellt unter dem Titel „Herbstliche Färbung am Erie-See in Nordamerika“. Der Baumunhold steht dort in Gesellschaft des Essigbaums (*Rhus typhina*) des Fünfblatts (*Ampelopsis quinquefolia*), des Tulpenbaums (*Liriodendrom tulipifera*), der kanadischen Tanne (*Tsuga canadensis*), der Weymouthskiefer (*Pinus strobus*) und des Lebensbaumes (*Thuja occidentalis*).

Allerhand unheimliche Geschichten vom Giftsumach sind auch sonst aus unserer Gegend bekannt. So soll ein Landpastor eine Laube im Garten gehabt haben, die angeblich mit „wildem Wein“ berankt war. Die dort Kaffee trinkenden Personen wurden mitunter von Unwohl-

sein, Entzündungen der Augen und Hände befallen. Erst nach Jahr und Tag kam man dahinter, dass das Rankengewächs der Laube Giftsumach war und das Unheil anrichtete.

3. Der Juliusturm in der Citadelle zu Spandau, den wir am Sonnabend den 7. September d. J. besichtigten, hat ein solches Interesse bei unseren Mitgliedern erregt, dass dieselben gern noch einen Bericht vernehmen werden, der von parlamentarischer Seite im Greifswalder Tageblatt vom 18. Oktober d. J. veröffentlicht wurde. Es heisst darin wie folgt:

„In diesem Turm ruht der deutsche Kriegsschatz. Zu ebener Erde stehen 15 Stapel mit je 30 Holzkisten, zusammen 450 Kisten. Eine hölzerne Wendeltreppe führt zum Obergeschoss, wo 22 Stapel zu je 30, 6 Stapel zu je 15 Kisten aufgestapelt sind. Das sind insgesamt 1200 Kisten. In jeder derselben liegen, auf 10 Leinwandbeutel verteilt, 100 000 Mk. in 10- oder 20-Mark-Stücken. Die Kisten haben das Gewicht von je etwa 87 Pfund. 1200 Kisten à 100 000 Mk. machen jene 120 Millionen aus, welche, der französischen Kriegsentschädigung entnommen, durch Reichsgesetz vom 11. November 1871 für den Kriegsfall bereit liegen.

Nach diesem Schatz ist wohl schon mancher Seufzer geschickt worden. Wenn man davon eine Kiste oder auch nur einen Beutel hätte, so mögen viele sehnsuchtsvoll geträumt haben. Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles. In grauer Vorzeit, da noch der Volksgeist seine Sagen dichtete, war es ein Berg, in dessen Schoss das rote Gold ruhen sollte. Eine Wunderblume kündete die Stelle, an welcher man zu den Herrlichkeiten Einlass fand. Alle Jahre, oder auch nur alle Jahrhunderte einmal that der Berg sich auf und einem Gottbegnadeten war es vergönnt, den Schatz zu schauen. Die Gegenwart ist minder poetisch. Ein Kurator und ein Rendant erscheinen alljährlich im Herbste, von einem Mitgliede der Reichsschuldenkommission begleitet, und statt der Wunderblume führen sie sechs Schlüssel, welche die drei Eisenthüren öffnen. Früher waren es nur zwei Thüren. Damit aber während der Revision Licht und Luft hineindringen und der Turm gleichwohl verschlossen bleiben könnte, hat man nachträglich eine aus Eisenstäben bestehende Mittelthür angelegt. Die Schlösser sind mit Filzpfropfen versehen, damit sie nicht rosten. Sobald sich die erste Thür in ihren Angeln dreht, gewahrt man in einer Spalte ein ganzes Heer von Marienwürmchen, die hier nun schon seit Jahren ihre Zufluchtstätte finden. Den revidierenden Herren pflegen zwei Arbeiter und ein Wachtmeister zu folgen, um die bei der Revision sich ergebenden mechanischen Arbeiten zu verrichten. Seit einiger Zeit entsendet ausserdem die Kommandantur einen Offizier mit dem Auftrag, der Inventur beizuwohnen.

Nachdem die einzelnen Kisten gezählt sind, werden Stichproben genommen. Willkürlich greift man die Behälter heraus und lässt sie wiegen. Das Istgewicht muss bis auf kleine durch die verschiedenen Feuchtigkeitsgrade bedingte Differenzen mit dem Sollgewicht stimmen, welches auf der Kiste und im Verzeichnis vermerkt ist. Zumeist wählt man solche Kisten, welche laut früherer Protokolle bei der Revision bisher noch nicht gewogen

worden sind. Eine oder die andere wird „gestürzt“, d. h. man löst die sie umgebenden Eisenbänder, öffnet den Deckel, nimmt die leinenen Beutel heraus und stellt sie auf eine zweite, eigens für diesen Zweck mit besonderen Gewichten versehene Waage. Einer der Beutel wird geleert, sein glänzender Inhalt auf die Waagschaale geschüttet und für sich allein verwogen. Ein Protokoll verzeichnet getreulich alle vorgenommenen Handlungen und schloss noch stets mit dem beruhigenden Vermerk, dass zu Beanstandungen kein Anlass war.

Die getroffenen Sicherheitsvorkehrungen sind in der That derart, dass Veruntreuung oder Raub ausgeschlossen erscheint. Vor Jahren ging einmal — irren wir nicht: durch amerikanische Blätter — das Gerücht, man könne sich einen unterirdischen Gang bis zum Turm bahnen. Tatsächlich müsste ein solcher Versuch elend scheitern. Um aber auch den leisesten Schatten einer Gefahr zu bannen, hat man seitdem jene schon erwähnte tägliche Revision der Kellerwand durch einen Offizier angeordnet, und es finden sich überdies alljährlich im Frühjahr zwei Beamte ein, denen nichts übrig bleibt, als den befriedigenden Stand der Dinge zu konstatieren.

Bestimmungsgemäss kann der Reichskriegsschatz auf Grund einer kaiserlichen Verordnung, welche der vorgängig oder nachträglich einzuholenden Zustimmung des Bundesrats und des Reichstags bedarf, für die Zwecke der Mobilmachung verwendet werden. Der Gedanke, bei Ausbruch von Feindseligkeiten sofort Baarmittel bereit zu haben, scheint auf den ersten Blick unanfechtbar. Staatswissenschaftliche Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, wie Hume, Adam Smith und Justi fanden in einer solchen Thesaurierung grosse politische und ökonomische Vorteile. Die preussischen Könige haben auf ihre Schatzsammlung stets besonderen Wert gelegt, und im Jahre 1866 leistete dieselbe bei dem rasch erklärten und rasch beendeten Kriege gute Dienste. Mit der verbesserten Kreditorganisation indes und mit dem Anwachsen der Ausgaben im Mobilmachungsfalle mehrten sich die Bedenken gegen die Anhäufung von Geldern, welche, wenn sie dem Markte zugeführt würden, produktive Verwendung finden und Zinsen tragen könnten.

Im Jahre 1871 betrug die Mobilmachungskosten für das preussische Kriegsheer nach einer von Adolf Wagner aufgestellten Berechnung etwa sechs Millionen für den Tag. Inzwischen ist die Friedenspräsenz so stark angewachsen, dass wir über vier Millionen Streiter stellen, und hat die Flotte eine früher kaum für möglich gehaltene Ausdehnung gewonnen. Die Unkosten würden also ganz erheblich höhere sein als vor dreissig Jahren. Das Kriegsministerium kennt die Ziffern, der Aussenstehende kann sie nur ahnen. Man geht indes wohl nicht fehl, wenn man annimmt, dass der Bestand des Kriegsschatzes in drei bis vier Tagen bereits vergriffen wäre. Schon die für den Chinafeldzug aufgewandten Kosten lassen einen Schluss auf die Höhe der Ausgaben für den Fall zu, dass sämtliche Armeekorps in den Kriegszustand zu setzen wären. Dieser Umstand legt die Erwägung nahe, ob die Aufrechterhaltung des Kriegsschatzes in seinem jetzigen Umfang noch zweckmässig ist, oder ob man ihn nicht entweder beseitigen oder entsprechend erhöhen soll.

Das deutsche Reich ist der einzige Grossstaat, welcher einen Kriegs-

schatz besitzt. Alle übrigen Länder glauben, dieser Stütze entraten zu können, und hegen die durch Thatsachen noch nicht erschütterte Zuversicht, dass sie sich im Wege der Anleihe sofort ausreichende Mittel beschaffen können. Deutschland nimmt dagegen jährlich den Zinsverlust von 4,2 Millionen Mark (zu $3\frac{1}{2}\%$ berechnet) auf sich, was für dreissig Jahre einen Entgang von 126 Millionen Mark bedeutet. Thatsächlich sind denn auch in letzter Zeit Stimmen laut geworden, welche an der jetzigen Einrichtung ernste Kritik üben. Man fordert teils die Beseitigung, teils die Verdoppelung des Reichskriegsschatzes. Der Reichstag würde sich wahrscheinlich eher für das erstere als für das letztere entscheiden.

Allerdings bleibt für den Augenblick der Kriegserklärung ein starker Druck auf den Geldmarkt vorauszusehen; die Kurse auch der bisher für ganz sicher gehaltenen Papiere sinken, der Unternehmungsgeist erlahmt, und das ganze Wirtschaftsleben stockt. Die Baarbestände der Reichsbank wird man nicht allzu stark angreifen dürfen, weil sie gerade für die Zeit der Krisis die feste Säule des Kredites bilden sollen. Gleichwohl aber darf mit Sicherheit angenommen werden, dass eine Anleihe, die der schleunigst zusammenzuberufende Reichstag bewilligt, unschwer Unterkunft findet, die Militärverwaltung also nicht in Verlegenheit gerät. Trotz dieser Gegengründe ist bisher kein Anzeichen dafür zu entdecken, dass man die Bestimmungen über den Reichskriegsschatz einer Revision zu unterwerfen gedenkt. Alles Bestehende hat Beharrungsvermögen, und gerade die nächste Zeit stellt Aufgaben, welche die ganze Kraft der gesetzgebenden Körperschaften in Anspruch nehmen.“

4. Künstlerische Ausgestaltung der Städte. Eine planmässige künstlerische Neugestaltung Münchens unter Berücksichtigung der überlieferten baugeschichtlichen Verhältnisse der prächtigen Königsstadt an der Isar ist in einem Umfange, dass es bei uns in Berlin fast Neid erregen möchte, geplant.

Prinzregent Luitpold richtete ein Handschreiben an das Staatsministerium, in dem darauf hingewiesen wird, dass die Errichtung verschiedener Monumentalbauten teils für jetzt, teils für die Zukunft in Erwägung stehe. Die Aufstellung des formellen Programmes für diese Bauten sowie die damit zusammenhängende Erörterung über die Verwendung von im staatlichen Besitze befindlichen grösseren Bauplätzen und älteren Gebäudekomplexen in München soll schon jetzt erfolgen. Die Festlegung derartiger Grundzüge bedeute einen Schritt weiter auf den von König Ludwig I. eingeschlagenen Bahnen. Eine weitschauende und von grossen Gesichtspunkten getragene Behandlung dieser Sache sei für die weitere Entwicklung Münchens von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Für die Aufstellung dieses Programmes und zur Entwicklung bei seiner Durchführung soll unter dem Vorsitz des Staatsministers Freiherrn v. Feilitzsch eine grössere Kommission gebildet werden, welcher Vertreter der Ministerien und der Stadtgemeinde München sowie Vertreter der Kunst angehören sollen. Prinzregent

Luitpold behält sich vor, diese Kommission entsprechend zu verstärken und sie auch mit gleichartigen Fragen in anderen grösseren Städten Bayerns zu betrauen.

Möchten wir, im Interesse der spätern Heimatkunde, recht bald in der Lage sein, bezüglich unserer Reichshauptstadt und der grössten Städte unserer Provinz Brandenburg etwas Ähnliches zu berichten. Es thut wahrlich not, dass sich die Regierungsorgane und die Stadtverwaltungen hier zielbewusst vereint die Hände reichen.

5. An Photographien aus Dörfern der weitem Umgebung Potsdams wurden mir unter dem 17. d. M. von folgenden Freunden des Märkischen Museums: Referendar Hermann Rademacher, Kandidat Backschat, Dr. phil. Hans Kania und Dr. phil. Johannes Kunze acht Bilder übersandt (von den Herren auf ihren heimatlichen Streifzügen aufgenommen):

- a) Nudow: typisches altes Haus der Nuthe-Nieplitz-Niederung mit Spieker; Balkenköpfe: Reiherkopf, langschnäbelig;
- b) Kirche zu Gütergotz, klassischer Granitbau des 13. Jahrhunderts;
- c) Nordseite (romanische Fensterchen, vermauertes rundes Portal) ebendasselbst;
- d) die alte runde Apsis der Kirche daselbst. Die Abdeckung leider mit platten Dachziegeln erneuert;
- e) Ahrensdorf, alte Granitkirche;
- f) Alte Feldsteinkirche zu Stahnsdorf, Nord-Portal.
- g) Feldsteinkirche zu Schenkendorf, Portal, gotisch, einfach abgetreppt, gotisch um 1300;
- h) dieselbe, Gesamtansicht, der Turm von ausgemauertem Fachwerk. Daneben der Kirchhof.

Die Herren beabsichtigen mit anderen Gleichgesinnten ein ergänzendes Verzeichnis der Bau- und Kunstdenkmäler der Umgegend Potsdams aufzustellen; ich wünsche ihrem Unternehmen guten Fortgang und überweise die 8 Aufnahmen der Sammlung des Märkischen Museums.

6. Herr Buchhändler Ernst Frensdorff hierselbst überreicht die VIII. Abteilung seines Bibliotheks-Katalogs, eine Menge interessanter Autographe enthaltend. Ich verweise im übrigen auf die früheren, die Frensdorffschen, auch weiteren Kreisen zugänglichen Bücherschätze etc. betreffenden Mitteilungen.

7. Erich Gossner: Über die Entwicklung und heutige Organisation des Berliner Fischhandels. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der Doktorwürde von der philos. Fakultät der Fr. W.-Universität zu Berlin 22. Juni 1901. — Vor wenigen Jahrzehnten wäre eine solche Abhandlung, die im vorliegenden Falle auf fleissigem Quellenstudium beruht, noch unmöglich gewesen, einmal, weil sie sich zur Be-

handlung in lateinischer Sprache wenig eignet und zweitens, weil sie ein vorzugsweise aktuelles und praktisches Thema behandelt, bei dem eine kurze Geschichte des Berliner Fischmarktes allerdings nicht fehlt. Es ist sehr wünschenswert, dass recht oft ähnliche, auch der Heimatkunde dienliche Dissertations-Themata gewählt werden mögen.

8. Von dem sehr rüstigen Uckermärkischen Museums- und Geschichtsverein liegen heut uns zwei Veröffentlichungen vor.

a) Mitteilungen des Uckermärkischen Museums- und Geschichtsvereins zu Prenzlau. Herausg. vom Vereins-Vorstande. I. Band 1. Heft. Prenzlau 1901. Druck und Kommissionsverlag von A. Mieck. Kl. Fol. 47 S. Inhalt: Zwei uckermärkische Bronze-depot-Funde. Beschr. von Hugo Schumann zu Löcknitz in Pommern. 1. Der Fund von Arnimshain. 1888 gemacht in einem in einem Pfuhl versenkten Thongefäss. Ältere Bronzezeit, nach Montelius etwa XV. Jahrhundert vor Christes. — 2. Der Fund von Angermünde, 1899 in der Nähe des kleinen Exerzierplatzes am Abhange nach dem See gemacht. 13 Stück, freilagernd, ohne Gefäss oder dergl. Ältere Bronzezeit, nach Montelius 14.—11. Jahrhundert v. Chr. —

Wewer: Freiluftmuseum. (Eine Zukunftsperspektive nach Hazeliusschem Vorbild.)

v. Arnim-Densen: Über die Voigteien der Uckermark. (Stolpe, Pasewalk-Jagow, Liebenwalde, Lychen, Boytzenburg.)

Uckermärkische Volkssagen. Drei, entnommen dem „Bär“ Jahrgang 1891.

b) Spätrömischer Grabfund mit Terra sigillata-Gefäss von Damme (Uckermark) von Hugo Schumann. Prenzlau 1901. Rudolf Virchow zum 80. Geburtstag gewidmet. Gr. Fol. 11 S. und 1 Tafel mit 16 Abbildungen.

Als bei dem 10 km ö. Prenzlau liegenden gräflich Eickstedtschen Gut Damme im Sommer 1901 eine nördlich von Hof liegende Anhöhe durchstochen wurde, zeigte sich ohne Steinsetzungen eine etwa 5—6 qm grosse Stelle im schweren Lehm bis 2,60 m ausgeschachtet und mit Sand, der sonst in der nähern Umgegend fehlt, verfüllt. Darin standen bzw. lagen mehre Gefässe von Thon und Bronze, silberne Fibeln, eine Schnalle von Silber und um die Gefässe herum 40 bis 50 Spielsteine von grünlich-blauem und milchweissem Glas. Es scheint sich um ein Brandgrab zu handeln.

Das interessanteste Stück ist ein kumpenartiges Gefäss aus hochroter, leicht bräunlicher Siegelerde. Höhe 150 mm, Mündung 245 mm. Die Form erinnert an die bekannten grell gefärbten und lackierten russischen Holzkumpen, welche seit etwa 40 Jahren bei uns mehr und mehr eingeführt worden sind. Der untere Teil des Kumpens ist mit Nischen unter Halbkreisbogen bzw. mit bäumchenartigen Wein- oder

Epheublattwerk ausgefüllt. Nach Draggendorf beginnt dieser Typus römischer Töpferkunst im letzten Drittel des I. Jahrhunderts und geht bis ins III. Jahrhundert n. Chr. Für die Provinz Brandenburg ein höchst seltener Fund. Eine Schöpfkelle und ein Sieb, beides von Bronze, römische, spätere Exportwaare. Aus Silber: eine Schildspange, eine Armbrustspange und eine Gurtschnalle. Das Ganze gehört in das III. nachchristliche Jahrhundert.

S. 11: „Dies Hausgerät ist aber besonders bemerkenswert, denn es ist das Trink- und Spielservice eines germanischen Edelings, das derselbe sich mit ins Grab hat geben lassen, offenbar um es droben in Walhall gleich bei der Hand zu haben.“

S. 12: „Das Spiel war dem hier bestatteten Germanen jedenfalls sehr ans Herz gewachsen, wie ja bekanntlich Tacitus schon über die Spielwut der Germanen seine Verwunderung ausspricht. Tacitus, Germania Cap. 24. Sigillatagefäße werden in Gräbern dieser Zeit meist als Behälter für den Leichenbrand verwendet und die Arbeiter in Damme behaupten, dass dies auch hier der Fall war. Nun liegt jedenfalls ein gewisser Humor darin, dass sich der biedere Edeling von Damme in seinem Lieblingsbierkrug — auch hat begraben lassen.“ —

Wir können zu dem schönen Funde nur bestens gratulieren.

9. Herr Kustos Buchholz, unter Vorlage dreier Photographien: Das hässliche Bild der Gegend zwischen dem Stralauer Platz und der Spree wird nun auch eine erhebliche Änderung zum Besseren erfahren; die dort befindliche alte Städtische Gasanstalt wird abgebrochen und auf dem frei gewordenen Gelände werden sich später moderne Bauten erheben.

Bis zum Jahre 1826 wurden die Strassen und Plätze Berlins nur durch Öl-Lampen beleuchtet; man kann sich vorstellen, wie mangelhaft dieser Zustand war, so mangelhaft, dass an dunkeln Abenden die Passage mit Hand-Laternen häufig war.

Als aber in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Versuche zur praktischen Verwendung des schon 100 Jahre vorher entdeckten Leuchtgases in England Erfolg hatten, so dass von 1814 an dort Stadtteile von London, auch andere Städte, die Vorteile des neuen Lichts genossen, drang auch der Ruf desselben nach Berlin.

Die Stadtverwaltung von Berlin scheint sich indes für die Neuerung damals immer noch nicht erwärmt zu haben, denn mit völliger Umgehung der Stadt schloss das Ministerium des Innern durch das Polizei-Präsidium am 21. April 1825 einen Vertrag mit der englischen „Imperial-Continental-Gas-Association“, wonach dieser die öffentliche Beleuchtung der Stadt Berlin innerhalb der Ringmauern mittels Gaslichts auf die Zeit vom 1. Januar 1826 bis 1. Januar 1847, also auf 21 Jahre, übertragen wurde.

Unzufriedenheit mit den Leistungen der Gesellschaft führten allmählich zu Reibungen, in folge deren die inzwischen vom Ministerium mit Regelung der Sache beauftragten Städtischen Behörden 1842 beschlossen,

von der Prolongation des bisherigen oder Abschliessung eines neuen Vertrages mit der englischen Gesellschaft gänzlich abzustehen und die öffentliche Beleuchtung mittels Gaslichts durch eigene Anstalten selbst zu bewirken.

Unterm 6. September 1844 erhielt denn auch endlich der Magistrat die Königliche Genehmigung zur Ausführung dieses Beschlusses unter Vorbehalt der Rechte der englischen Gesellschaft.

Die Stadt berief darauf den Ingenieur Blochmann aus Dresden, der schon seit 1828 die Gasbeleuchtung dort eingerichtet hatte und nach dessen Plan wurden die beiden ersten Städtischen Gasanstalten eine am Kottbuser Thor und eine am Stralauer Platz, in den Jahren 1845 und 1846 errichtet und am 1. Januar 1847 in Betrieb gesetzt.

54 Jahre lang ist also diese Anstalt am Stralauer Platz im Betriebe gewesen; jetzt weicht sie, wie schon so viele noch jüngere Anstalten und Häuser, modernen Bedürfnissen und wir geben ihr gleichsam ein würdiges Leichenbegängnis, wenn wir einen Blick auf ihr letztes Aussehen werfen, das in diesen 3 Photographien von 3 Ansichtsstellen aus verewigt ist.

10. Vortrag des Herrn Dr. Otto Pniower: „Heinrich von Kleist: Michael Kohlhaas.“ Wir bringen die Ausführungen des Vortragenden als besonderen Aufsatz.

11. Nach der Versammlung geselliges Beisammensein im Ratskeller.

Heinrichs v. Kleist Michael Kohlhaas.

Von Otto Pniower.

An dem Wege von Berlin nach Potsdam, in der Nähe des Griebnitzsees, liegt das Dörfchen Kohlhaasenbrück. Die allgemeine Ansicht ist, dass es daher benannt sei, dass der bekannte Mordbrenner Kohlhaas, der im Jahre 1540 in Berlin hingerichtet wurde, dort gehaust habe. Ihr pflichtet auch Heinrich von Kleist bei, wenn er im Eingang seiner berühmten, wahrscheinlich im Jahre 1806 begonnenen, 1808 zuerst zu einem kleinen Teile, 1810 vollständig veröffentlichten Erzählung „Michael Kohlhaas“ sagt, dass „Kohlhaas in einem Dorfe, das noch von ihm den

Namen führt, einen Meierhof besaß, auf welchem er sich durch sein Gewerbe ruhig ernährte“, und wenn er gegen den Schluss hin den brandenburgischen Erzkanzler, Herrn Heinrich von Geusau, ausdrücklich erklären lässt, dass Kohlhaasenbrück nach dem Rosshändler heisse (Kleist's Werke, hersg. von Theophil Zolling 4, 131, 7).

Allein diese Ansicht hält vor der Wahrheit der Geschichte nicht Stand. Niemals hat der berühmte Kohlhasen in dem Dörfchen, das nach ihm benannt sein soll, gewohnt. Der Name des Ortes hat auch sonst im Sinne historischer Wirklichkeit zu ihm und dem seinigen in keiner innigeren Beziehung gestanden, als dass er möglicherweise auf den eines seiner Vorfahren zurückzuführen ist. Denn der Name Kohlhasen ist freilich echt märkisch. Zweimal begegnet er in Prenzlauer Urkunden des 14. Jahrhunderts v. J. 1343 und 1354 (Riedel, Codex diplom. Brandenburg. XXI. 157 und 171), und in einer Müncheberger v. J. 1541 (ibid. XX. S. 173) finden wir ihn wieder. Das heutige Berliner Adressbuch weist ihn fünfzehn Mal auf. Ich sage: im Sinne historischer Wirklichkeit. Denn die Überlieferung schafft sehr früh einen inneren Zusammenhang zwischen dem Namen des Ortes und demjenigen des Mordbrenners. Gleich der erste Bericht, der uns über Kohlhasen's Schicksal nähere Nachricht giebt und noch im 16. Jahrhundert niedergeschrieben ist — ich komme auf ihn zurück — dieser Bericht weiss zu erzählen, dass „Kohlhasen . . . dem Conrad Dratzieher, des Churfürsten zu Brandenburg Factor, der ihm das Silber einkaufete im Mansfeldischen und Stolbergischen Bergwerke . . . eine Anzahl Silberkuchen wegnahm, welche er eine halbe Meile diesseits dem Städtlein Potsdam unter einer Brücken, die noch heutiges Tages Kohlhasenbrücke heisst, in das Wasser versenkt“ . . . Aber diese Erzählung trägt den Charakter des Legendarischen allzu deutlich an der Stirne geschrieben. Deutlich scheint die Beziehung des Namens der Brücke, der gewiss schon bestand, als Kohlhasen eine allgemein bekannte Persönlichkeit wurde, auf ihn ex post hineingetragen und lediglich aus dem Zusammenklang geschöpft. Der Name begegnet auch sonst als Ortsbezeichnung, wenn auch nicht gerade für eine Brücke, und zwar heisst im Kreise Mayen am Rhein eine Ortschaft „Kohlhaasenmühle“. Wie alt freilich die Niederlassung in Kohlhaasenbrück und ihr Name ist, konnte ich leider nicht feststellen. Nach Berghaus (Landbuch der Mark Brandenburg I, 488), der noch ganz der alten Tradition folgt und Kohlhasen eine Schankwirtschaft im Dörfchen betreiben lässt, zeigt ein dort gefundener Grundstein die Jahreszahl 1553, die auch über der Hausthür des Gebäudes angebracht war. Ob es aber nicht schon früher existiert hat? In Urkunden kommt der Name, wenigstens in der Riedelschen Sammlung, nicht vor, und die sonstigen Werke, die man darüber befragen könnte, wie Fideicins Territorien, wissen nichts von

seiner Entstehung, überhaupt nichts aus der vorkohlhasischen Zeit von ihm zu berichten.

Ich schicke diese Bemerkung voraus, weil sie mir symbolisch scheint für die Stellung, die Kleist in seiner Erzählung zu den historischen Vorgängen, die ihr zu Grunde liegen, einnahm. Ganz frei schaltete er mit der Überlieferung und ziemlich ungehemmt liess er der dichterischen Erfindung die Zügel schiessen. Gleich den Namen des Helden änderte er. Aus Hans Kohlhasse schuf er den voller tönenden, rhythmischer klingenden und hinsichtlich des Vornamens bezeichnenderen Michael Kohlhaas. Aus einem Kaufmann, der in Berlin in der Fischerstrasse ansässig war — es heisst, dass er das Haus Nr. 27 bewohnt habe — machte er einen Rosshändler in Kohlhasenbrück, der nebenbei Landwirtschaft trieb. Sämtliche Namen bis auf den des Helden und seines Gesellen Nagelschmidt sind, mag es sich nun um den Junker handeln, dessen Übergriff zu jenen in der Erzählung geschilderten Ereignissen den Anstoss gab, mag es sich um die hohen Beamten des sächsischen und brandenburgischen Staates handeln, die an dem Verlauf der Begebenheit mehr oder weniger Anteil nehmen, alle diese Namen sind von Kleist erfunden. Ferner: während die Frau des historischen Kohlhasse den Gatten überlebte, lässt sie der Dichter früh sterben, indem er das Moment zur Verschärfung des Rachegefühls seines Helden benutzt. Ja, selbst das Ereignis, um dessen willen Kohlhaas zum Räuber und Mörder wird, stellt Kleist wesentlich anders dar, als es in Wirklichkeit vor sich ging: die Pferde, auf deren Dickfütterung der Kohlhaas der Erzählung so trotzig besteht, wurden dem historischen Kohlhasse unter ganz anderen Umständen zurückbehalten, als Kleist angiebt. Endlich hat er der ganzen Affaire so zu sagen ein grösseres Format gegeben, indem er die Vorgänge von einer stärkeren historischen Bedeutung sein lässt, als sie in Wahrheit waren. Nach ihm liefert Kohlhaas, wenn nicht gerade Schlachten, so doch Gefechte, und der Nimbus kriegerischen Ruhmes wird ihm verliehen. Er schlägt mit 109 Mann ein von einem Prinzen geführtes Heer von 500 und wendet sich nach dem Siege gegen ein zweites, 150 Mann starkes. Der wirkliche Kohlhasse operierte gewöhnlich mit nicht mehr als drei bis fünf Mann, mit dem er seine Überfälle, Plünderungen und Brandstiftungen besorgte. Die höchste Zahl an Mannschaft, die er einmal beisammen hatte, betrug 35 Mann, und in Schlachtordnung hat er sein Gesindel nie aufgestellt (Burkhardt, C. A. H. Der historische Hans Kohlhasse und Heinrich von Kleists Michael Kohlhaas, Leipzig 1864 S. 43).

Diese beträchtliche Abweichung des Dichters von der Wirklichkeit hat denn auch den eben genannten Historiker Burkhardt zu der Behauptung veranlasst, dass der Dichter bei seiner Darstellung nicht einem

fixierten Berichte folgte, sondern sich mit dem begnügte, was ihm nach Ludwig Tiecks Mitteilung (Kleists hinterlassene Schriften, Berlin 1821 S. VII) einst ein Freund, der spätere Kriegsminister v. Pfuel, von Kohlhaasens Geschichte mündlich erzählte.

Ich will dagegen nicht einwenden dass Kleist selbst, als er seine Erzählung als Ganzes veröffentlichte, ausdrücklich auf die Abhängigkeit von einer älteren niedergeschriebenen Darstellung hinwies, einmal äusserlich, indem er auf den Titel setzte: „Aus einer alten „Chronik“, dann innerlich, indem er gegen Ende des Werkes „von Chroniken“ spricht, aus deren Vergleichung er Bericht erstatte.“ (Kleists Werke, herausg. von Zolling 4, 151, 28) Denn derartige Bemerkungen sind Tries der Epiker, die sie zur Erhöhung der Illusion und um den Schein der Wirklichkeit zu verstärken, anwenden. So macht Goethe im Werther lediglich zu diesem Zweck Anmerkungen, in denen er bald erklärt, er habe sich genötigt gesehen, die in dem Original (des abgedruckten Briefes) befindlichen wahren Namen eines Ortes zu verändern, bald aus gewissen Rücksichten eine Stelle des scheinbaren Originals unterdrückt zu haben bekennt, bald angiebt, dass er aus Ehrfurcht für einen erwähnten trefflichen Mann einen von ihm herrührenden Brief der Sammlung entzogen habe. Und wirklich spricht Kleist von den Chroniken, deren Vergleichung erst ihm die Wahrheit ergeben haben solle, bei der Darstellung gerade eines solchen Vorganges, über dessen rein dichterische Erfindung nicht der geringste Zweifel besteht. Es sind ähnliche Mittel und sie dienen dem gleichen Zweck, die Naturwahrheit zu erhöhen, wenn der Dichter gegen Ende (Zolling 4, 152, 14) „eines eigenhändigen, ohne Zweifel sehr merkwürdigen Briefes Luthers an Kohlhaas, der aber verloren gegangen ist“, gedenkt und zum Schluss in Bezug auf den Seelenzustand des Kurfürsten von Sachsen auf die Geschichte verweist, „in der man das Weitere nachlesen müsse“ (Zolling 4, 155, 14 f.). Auch das gehört hierher, wenn es (ibid. 105, 28) von einem erfundenen Plakat heisst: „das wir dem Hauptinhalt nach folgendermassen mitteilen“. Man kann also nicht sagen, dass Kleists eigene direkte Äusserungen über diesen Punkt die Burkhardtsche Behauptung widerlegen, wohl aber ergibt sich aus einer Reihe anderer Momente, dass sie unhaltbar ist und dass seine Darstellung ganz unzweifelhaft auf einer genauen Kenntnis eines fixierten Berichtes beruht.

Ich will von diesen Momenten nur drei anführen. Andere werden sich im Laufe der Erörterung von selbst ergeben.

Erstens: Kleist lässt der historischen Überlieferung entsprechend Kohlhaasens Hinrichtung am Montag nach Palmarum vor sich gehn. Sollte Pfuel diese Einzelheit behalten und Kleist erzählt und dieser dann wieder sie seinem Gedächtnis so fest eingepägt haben?

Zweitens: der Dichter legt, wie ich schon bemerkt habe, einem der Gesellen des Mordbrenners, der ihm so verhängnisvoll wird, denselben Namen bei wie die Quelle, nämlich Nagelschmidt. Diese Übereinstimmung würde, wie ich meine, allein zur Annahme nötigen, dass Kleist eine fixierte Darstellung benutzt habe. Denn die mündliche Erzählung pflegt auf Namen untergeordneter Personen zu verzichten oder man überhört sie, wenn sie genannt werden. Doch die Übereinstimmung ist nicht einmal auf diese Äusserlichkeit beschränkt. Vielmehr knüpft Kleist die Peripetie im Schicksal seines Helden in einer der Überlieferung ähnlichen Weise an diese Person. Sie berichtet, dass Kohlhaas in dem Augenblick in sein Verderben rennt, als er dem unbedachtsamen Gesellen George Nagelschmidt Gehör schenkte, der ihm riet, seinen eigenen Landesherrn, den Kurfürsten von Brandenburg, anzugreifen. Thäte er das, so würde man sich seiner annehmen und seine Klage gegen Sachsen zu einem guten Ende bringen. Indem Kohlhaas diesem Rate folgte, führte er seine Gefangennahme herbei. Ähnlich knüpft sich bei Kleist das Verhängnis des Helden an den Genossen Nagelschmidt. Dieser setzt, nachdem Kohlhaas die Feindseligkeiten eingestellt hat, dessen Rolle auf eigene Faust fort und raubt und mordet im Lande. Als sich sein einstiger Herr dann im freiwilligen Gewahrsam in Dresden befindet, schreibt er ihm, dass er sich erbiete, ihm zur Flucht aus seiner Haft an die Hand zu gehn und Kohlhaas ist unvorsichtig genug, in einer Beantwortung des von der Regierung aufgefangenen und ihm, um ihn in die Falle zu locken, heuchlerisch übergebenen Briefes den Vorschlag anzunehmen. Es wird ihm daraufhin der Prozess wegen Landesverrates gemacht und er zu Rad und Galgen verurteilt. Eine solche Übereinstimmung setzt doch wohl eine eingehendere Beschäftigung mit der Überlieferung voraus und wäre unter der Annahme eines einmaligen Anhörens einer mündlichen Erzählung nicht zu begreifen.

Drittens heisst es in der Quelle bei der Erzählung des Besuches, den Kohlhaas Luther macht: „Kohlhaas ist unvermerkt gegen Wittenberg selbender reitend kommen und im Gasthof eingekehret.“ Genau so lässt Kleist seinen Rosshändler, als er Luther aufsucht, in Wittenberg in ein Wirtshaus einkehren (Zolling 4, 97, 22).

Der Dichter hat also einen niedergeschriebenen Bericht benutzt. Es fragt sich nun, welchen? Lange Zeit blieb das verborgen, obwohl E. T. A. Hoffmann es im dritten Band seiner Serapionsbrüder schon i. J. 1820 ausgesprochen hatte. Denn erst i. J. 1861 ist Emil Kuh, der bekannte Hebbel-Biograph, angeregt durch die Äusserung bei Hoffmann, diesem interessanten Problem nachgegangen. In einer heute leider nicht mehr aufzutreibenden (Goedeke, Grundriss der deutschen Dichtung Bd. 6 S. 102) Untersuchung „Die Quelle der Kleistschen [Erzählung Michael Kohlhaas“ (Kolatscheks Stimmen der Zeit, 2. Ausg. Leipzig 1861)

hat er von drei Berichten über die Geschichte des Mordbrenners wahrscheinlich gemacht, dass Kleist sie befragt hat. Seit dem ist die Thatsache in die Litteraturgeschichte übergegangen.

Die Hauptquelle war die Darstellung des Berliner Chronisten Peter Hafftiz. Peter Hafftiz, kurz vor 1530 in Jüterbog geboren, lebte von etwa 1550 an in Berlin als Lehrer und schrieb eine Stadtgeschichte, die er „Mikrochronikon“ nannte. Aus ihr stellte er einen Auszug her, den er „Mikrochronologikon“ betitelte. Jenes grössere Werk wurde bisher überhaupt noch nicht gedruckt, das kleinere erst i. J. 1862, wo es in dem ersten Band des vierten Hauptteils des Riedelschen Codex Brandenburgensis Aufnahme fand. 1894 hat dann Friedrich Holtze Teile daraus im 31. Heft der Schriften des Berliner Geschichtsvereins veröffentlicht und mit einem Kommentar begleitet. Zu Heinrich von Kleists Lebzeiten existierte also auch das „Mikrochronologikon“, das für uns allein in Betracht kommt, nur handschriftlich, und man hat denn auch zuweilen angenommen, dass ein solches handschriftliches Exemplar in die Hände des Dichters gelangt war. Diese Annahme ist jedoch nicht unbedingt geboten.

Es enthält nämlich die i. J. 1730 in Dresden und Leipzig erschienene „Diplomatische und curieuse Nachlese der Historie von Obersachsen und angrenzenden Ländern“ von Christian Schöttgen und George Christoph Kreysig auf S. 528 ff. unter dem Titel „Nachricht von Hanss Kohlhasen“ einen von Anmerkungen begleiteten wörtlichen Abdruck des Hafftizschen Berichtes. Diesen Abdruck hat Kleist wohl benutzt.

In demselben Jahrhundert, in dem Hans Kohlhasen auf dem Schaffot seinen Tod fand, erschien noch ein Büchlein, das von seinem Schicksal, wenn auch kurze Nachricht gab. Es ist vom Magister Balthasar Mentz verfasst, in Wittenberg 1598 gedruckt und führt einen im Geschmack der Zeit umständlichen Titel: „Stammbuch und kurtze Erzählung. Vom ursprung und Hehrkomen der Chur und Fürstlichen Heuser Sachsen, Brandenburg, Anhalt und Lauenburg“ u. s. w. S. Mv. Ob Kleist diese Darstellung gekannt hat, ist zweifelhaft. Emil Kuh hat es, wie Zolling a. a. O. S. X berichtet, angenommen. Eine Übereinstimmung, die sich zwischen seiner Erzählung und der Relation des Mentz findet, könnte allerdings auf den Gedanken führen, dass auch sie ihm vor Augen lag. Beide nämlich lassen den Mordbrenner mit dem Schwert gerichtet werden, während er in Wahrheit aufs Rad gelegt wurde. Allein Kleist könnte doch auch ohne Kenntnis des Mentz dazu gekommen sein, seinem Helden die edlere Todesart zuzuschreiben. Hafftiz erzählt nämlich, dass Kohlhasen, „weil die Verbitterung so gross gewesen, zum Tode des Rades verdammt worden sei, man ihn aber mit dem Schwerte habe begnadet wollen“. Doch habe Kohlhasen auf Anstiften des Nagelschmidt, der ihm

entgegenhielt, dass, „wenn sie gleiche Brüder gewesen wären, sie auch gleiche Kappen tragen wollten“, die schmähere Art der Hinrichtung gewählt. Das Motiv wurde Kleist also schon von Haftiz an die Hand gegeben, und gewiss bedarf es nicht der Zuflucht zum Mentz, um seine Verwendung bei ihm verständlich zu finden.

Um so weniger zu bezweifeln ist, dass der Dichter eine dritte Darstellung der Kohlhaseschen Affaire nachgelesen hat, diejenige, die von Nicolaus Leutinger in seinen *Commentarii de Marchia et rebus Brandenburgicis* gegeben ist. Leutinger schrieb dies Werk um den Beginn des 17. Jahrhunderts. Aber erst mehr als hundert Jahr nach seinem Tode wurde es und gleich zweimal in dem gleichen Jahr von Joh. Willh. Krause und Georg Gottfried Küster an die Öffentlichkeit gebracht.

Dafür, dass Kleist das von Leutinger über Kohlhasen Berichtete gekannt hat, sprechen mehrere Momente.

Ohne dass die Haftizische Relation etwas davon weiss, lässt Heinrich von Kleist Kohlhaas dreimal die Stadt Wittenberg in Brand stecken. Nun heisst es an den beiden Stellen, an denen im Leutinger von dem Mordbrenner die Rede ist (lib. I § 69 ed. Küster, lib. I § 48 ed. Krause und lib. III § 11 ed. Küster; lib. III § 9 ed. Krause) einmal, er habe besonders in der Gegend Witttenbergs seine Räubereien getrieben (*latrocinando Saxoniae, inprimis in tractu Vitebergensi*) und Vorstädte angezündet (*suburbia incenderet*), an der zweiten Stelle ausdrücklich, er habe in Wittenberg die Vorstadt vor dem Schlossthore in Asche gelegt (*suburbium ad portam, quae ad arcem ducit, per incendiarium in cineres redigit*). Doch will ich nicht verhehlen, dass dieses Zusammentreffen noch nicht zu dem Schlusse zwingt, dass Kleisten der Leutinger vorgelegen habe. Denn bei Schöttgen und Kreysig, welches Buch der Dichter, wie wir wissen, benutzt hat, wird in einer Anmerkung auf S. 531 auf die zweite Stelle des märkischen Geschichtsschreibers verwiesen und erzählt „Kohlhasen habe eine Vorstadt von Wittenberg anstecken lassen und dadurch in der Stadt ein grosses Schrecken verursacht.“ Kleist könnte zu dem Motiv also auch ohne Einsicht in das Leutingersche Werk selbst, lediglich durch die Lektüre des Buches von Schöttgen und Kreysig, gelangt sein.

Dafür dass er aber doch den Leutinger selbst einsah, giebt es ein, wie ich meine, untrügliches Zeichen.

Den Generalissimus des sächsischen Reiches, eine von Kleist ganz frei erfundene Person, nennt er Prinz Christiern von Meissen. In manchen Ausgaben der Erzählung ist diese besondere Namensform Christiern in das hergebrachte Christian, aber natürlich unbefugter Weise, verändert. Schlägt man nun die erste Stelle bei Leutinger, die von Colhasius erzählt, auf, so findet man gleich, nachdem über ihn berichtet ist, die Worte Christiernus II, tunc Daniae Rex . . . Ich zweifle nicht, dass der

Dichter hier die Anregung empfing, gewissermassen um eine künstliche Patina aufzutragen, diese seltene, archaische Form zu wählen. Dass er auch sonst bemüht ist, über seine Erzählung mittels der Sprache einen Hauch von Altertümelei zu breiten, lehrt neben anderem der Umstand, dass er durchgängig „Reuter“ für „Reiter“ schreibt. Auch Formen wie „jetzo“, „Jungherr“, „presshaft“, „speisete“, „ruhete“, „auflösete“, „drohete“ u. ä. dienen diesem Zweck.

Nachdem aber erwiesen ist, dass Kleist Leutinger vor Augen gehabt hat, müssen wir nach weiteren Spuren seiner Einwirkung suchen. In der That fehlt es an ihnen nicht. Ja, die Einsicht in dieses Geschichtswerk hat auf die innere Form des dichterischen Werkes Einfluss geübt und wurde für die Art der Conception bestimmend.

Ich habe schon bemerkt, dass Kleist das Niveau seines Helden insofern hob, als er ihn aus einem Strassenräuber zu einem Kriegshelden machte. Und hierzu kann sehr wohl Leutinger den Anstoss gegeben haben, wenn er allein und offenbar entgegen der historischen Wahrheit — in dem Zeitraum zwischen Hafftiz und ihm hatte sich sichtlich die Sage des Stoffes in stärkerem Masse bemächtigt — wenn also er allein von den Soldaten spricht, die Kohlhaase um sich sammelte und vereint mit einer Räuberschar zu plötzlichen, schreckenverbreitenden Einfällen benutzte (*ut manu militum latronumque turma coacta, improvisam irruptionem faciens formidabilis multum esset* lib. I § 69 ed. Küster, § 48 ed. Krause).

Von grösserer Bedeutung ist ein anderes Moment, in dem sich Kleist und Leutinger berühren und so berühren, dass man mit Recht auf die Abhängigkeit des Dichters von dem Geschichtsschreiber geschlossen hat.

So oft von der Erzählung „Michael Kohlhaas“ die Rede ist, wird dem Bedauern Ausdruck gegeben, dass sie von ihrer zuerst erreichten künstlerischen Höhe herabsinkt. Indem der Dichter, so sagt man, den Boden des Realen verlässt und sich ins Gebiet des Mystischen begiebt, erlahmt das bis dahin aufs äusserste angespannte Interesse und es ist als ein Triumph seiner virtuosen Kunst zu betrachten, dass er uns überhaupt noch in der sogenannten dritten Welt, der Welt der Ahnungen, Träume und Gespenster, festzuhalten weiss. In der That macht der Dichter in der Behandlung des eigentlichen Themas: dem Bestreben des Helden, sich für ein erlittenes Unrecht Sühne zu verschaffen, erst auf dem Wege der Ordnung und als der nicht zum Ziele führt, auf dem der gewaltthätigen Selbsthilfe, in der Behandlung dieses Themas macht der Dichter plötzlich Halt, um dann einen Seitenpfad einzuschlagen. Deutlich lässt sich der Punkt bezeichnen, wo das geschieht. Michael Kohlhaas hat dank der Intervention Luthers sein Heer entlassen und sich freiwillig in das sächsische Gewahrsam begeben gegen das Ver-

sprechen freien Geleites und die Zusicherung, dass seine Angelegenheit gerichtlich ausgetragen werde. Was als freiwillige Stellung zur Disposition der sächsischen Regierung gemeint war, weiss die Hofcamarilla durch allerlei Umtriebe in eine unfreiwillige Haft zu verwandeln. Kohlhaasens scharfem Blick entgeht das nicht. Aber seine Kraft, erlittener Unbill zu trotzen, ist gebrochen. Nur so weit reicht sie noch, dass er die Regierung, der er nichts mehr missgönnt, als den Schein der Gerechtigkeit, durch ein Manöver ins Unrecht zu setzen weiss, indem er sie zu der bestimmten und unumwundenen Erklärung nötigt, dass er ein Gefangener sei. Sonst hat er, der bis dahin mit der Zähigkeit des starken Mannes dafür kämpfte, sein Recht zu behaupten und zu erlangen, „er hat sich vollkommen überzeugt, dass nichts auf der Welt ihn aus dem Handel, in den er verwickelt ist, retten kann“ (Zolling 4, 128, 14). „Die Dickfütterung der Rappen hat seine von Gram sehr gebeugte Seele aufgegeben“ (ib. 129, 14), heisst es, und er ist entschlossen, sich mit seinen fünf Kindern nach der Levante oder nach Ostindien oder soweit der Himmel über andere Menschen, als die er kennt, blau ist, einzuschiffen (ib. 129, 11). In dieser Stimmung trifft ihn der Brief seines einstigen Genossen Nagelschmidt, der ihm, wie wir wissen, zum Verhängnis wird. Dass er auf die Vorschläge dieses Menschen eingeht, dafür fehlt es ihm in seinem Bewusstsein nicht an einer Rechtfertigung. Er motiviert den Entschluss vor sich damit, dass inzwischen die Regierung ihr gegebenes Versprechen gebrochen habe, er also auch nicht mehr an das seinige: sich ihr friedlich zur Verfügung zu halten gebunden sei. Allein seiner Aufgabe als Verfechter des Rechtsgefühls wird er dennoch untreu. Als ihm nämlich auf Grund dieses aufgefangenen Briefes der Prozess gemacht wird, antwortet er auf die Frage, ob er zu seiner Verteidigung etwas vorzubringen wisse: „Nein“. Er streckt damit als Verteidiger des Rechtes die Waffen. Zugleich hat er sein Leben verwirkt. Er wird sächsischerseits zum Tode verdammt und dieses Urteil später von der Brandenburgischen Regierung bestätigt.

Es giebt Leute, die in diesem Versiegen des bis dahin bewiesenen Eifers Kohlhaasens, sein Recht zu suchen und zu verfechten eine psychologische Inconsequenz erblicken. Ich teile diese Ansicht nicht und bin der Meinung, dass die vorhergegangenen Geschehnisse wohl geeignet sind, auch den festesten Charakter mürbe zu machen.

„Des Menschen Thätigkeit kann allzuleicht verschaffen,

„Er liebt sich bald die unbedingte Ruh.“

Das wusste auch Kleist. Zudem hat der Dichter den Umschwung wohlweislich vorbereitet, wie denn dem feinen Gewebe von Causalität, das die Erzählung darstellt, nicht ein Faden zu fehlen scheint. Schon lange vorher heisst es (Zolling 4, 117, 10), dass ein Vorfall, eine Volks-

empörung, von der noch die Rede sein wird, in der That den Willen des Rosshändlers gebrochen habe.“ Jedenfalls kann die geschichtliche Betrachtung — und auf die allein kommt es mir hier an — nicht so urteilen, die geschichtliche Betrachtung, die das Wesen eines Kunstwerkes vor allem aus der Individualität des Dichters heraus zu begreifen sucht.

In Kleists zerrissenem Gemüt lebte auch der Optimismus. Optimistisch ist die Märchendichtung „Das Käthchen von Heilbronn“, in der die unbeirrbar Liebe und Hingabe des Weibes so herrlich zum Siege gelangen. Optimistisch der „Prinz von Homburg“, in dem menschliche Milde über die strenge Satzung so schön triumphiert. Optimistisch in gewissen Sinne auch die „Hermannsschlacht“, in der die Vaterlandsliebe alle Hindernisse überwindet und die Knechtschaft zur Freiheit durchdringt. Aber nur gelegentlich wird die Nacht des Kleistischen Gemütes von dem Stern des Optimismus erleuchtet. Vorherrschend in ihm war doch der Pessimismus und von der Unvollkommenheit alles Menschlichen, der Gebrechlichkeit der Welt, wie er sich mit Vorliebe ausdrückte, war er nur zu sehr überzeugt. Gerade im „Kohlhaas“ kommt diese seine Weltanschauung wiederholt zum Ausdruck. Selbst auf seinen schlichten Helden überträgt er seine melancholische Denkart. Noch bevor Kohlhaas von dem Unrecht beschwert ist, das ihn dazu treibt, an den Säulen von Staat und Ordnung zu rütteln, gleich im Anfang der Erzählung heisst es von ihm: „Er kehrte zur Tronkenburg zurück ohne irgend weiter ein bitteres Gefühl als das der allgemeinen Not der Welt“. (Zolling 63, 17.) Und nicht viel später noch einmal: „Denn ein richtiges, mit der gebrechlichen Einrichtung der Welt schon bekanntes Gefühl machte ihn geneigt, den Verlust der Pferde . . . zu verschmerzen (ebenda 66, 13). Wer diese Grundstimmung der Kleistischen Individualität nicht übersieht, dem ist das Erlahmen des Rechtsgefühls seines Helden durchaus verständlich.

Doch darüber denke man, wie man wolle, jedenfalls ist mit der so plötzlich eingetretenen Erledigung der Rechtssache das eigentliche Thema beendet und es taucht ein ganz neues Interesse auf, das — man wird es bei einem Künstler wie Kleist nicht anders erwarten — mit dem Vorhergehenden zwar organisch verknüpft und zu einer Steigerung und Spannung benutzt ist, doch aber eine Abirrung bedeutet. Wir erfahren von einer Prophezeiung, die eine Wahrsagerin vor einiger Zeit den in Jüterbog versammelten Fürsten von Brandenburg und Sachsen verheissen hat. Nur der Brandenburger aber erhält sie wirklich. Die für den sächsischen Fürsten bestimmte hatte die weise Frau dem auf dem Marktplatz des Städtchens ebenfalls anwesenden Kohlhaas gegeben. Der Dichter weiss es nun herbeizuführen, dass der Kurfürst von Sachsen dem Mordbrenner auf seinem Transport von Dresden nach Berlin

begegnet und an seiner Brust die Kapsel wahrnimmt, die die geheimnisvolle Prophezeiung in sich schliesst. Als er sie sieht, verfällt er in schwere Krankheit, und kaum ist er von ihr genesen, so setzt er alles daran, in den Besitz der Wahrsagung zu gelangen. Sie enthält nichts weniger als die Auskunft über das künftige Schicksal des sächsischen Herrscherhauses, dem die Gefahr des Unterganges droht. Um des Zettels habhaft zu werden, bittet der Regent den Kaiser in einem eigenhändigen Brief, die inzwischen an ihn gelangte Klage gegen Kohlhaas zurücknehmen zu dürfen. Er fleht den Kurfürsten von Brandenburg an, dem Mordbrenner das Leben zu fristen. Ihm selbst verspricht er Freiheit und völlige Verzeihung. Umsonst. Der Rosshändler vernichtet das die Prophezeiung enthaltende Blatt.

Wer aber ist denn nun die Zigeunerin? Kleist selbst nennt sie die geheimnisvolle oder geheimnisreiche und wirklich hat er sie in einen Schleier mystischen Dunkels gehüllt. Nachdem sie in Jüterbog erschienen ist und ihre Prophezeiung halb gegeben halb vorenthalten hat, verschwindet sie und ist im ganzen Kurfürstentum Sachsen nicht auszumitteln. Dann lernen wir in Berlin ein Trödelweib kennen, dessen Ähnlichkeit mit der Wahrsagerin von einem Abgesandten des sächsischen Kurfürsten bei dem vergeblichen Versuch, dem Rosskamm den Zettel zu entziehen, benutzt wird. Auf einmal stellt sich heraus — nur schüchtern wagt der Dichter es auszusprechen (Zolling 148, 18f.) — dass beide, jene Zigeunerin und dieses Trödelweib, dieselbe Person sind. Ja, zuletzt wird sie in unbestimmter Weise mit Kohlhaasens verstorbener Frau Lisbeth identifiziert. Sie erscheint als eine Abgesandte höherer überirdischer Mächte und der Eindruck wird erweckt, als stehe Kohlhaas durch sie mit übermenschlichen Gewalten in Verbindung.

Otto Brahm, der letzte treffliche Biograph Heinrichs von Kleist, hat, um die, wie er meint, disparate Verbindung des ersten realistischen und des zweiten supranaturalistischen Teiles der Erzählung zu erklären, eine zuerst von Adolf Wilbrandt aufgestellte Hypothese von neuem aufgenommen und schärfer formuliert, eine Hypothese, die zugleich die vorher besprochene Burkhardtsche Ansicht, wonach sich der Dichter mit den mündlichen Informationen seines Freundes Pfuel begnügt hat und den, wie ich meine, unzweifelhaften Thatbestand, dass er einen fixierten Bericht benutzt hat, scharfsinnig verbindet. Brahm meint, dass die Erzählung, so wie sie vorliegt, nicht aus einem Gusse sei, sondern auf zwei Ansätzen beruhe. Den ersten Teil habe Kleist allein nach Pfuels Bericht entworfen. Als ihm aber, je weiter die Dichtung vorrückte, die unzureichende Kenntnis des Stoffes um so empfindlicher wurde, habe er doch noch nachträglich die gedruckte Darstellung zu Rate gezogen, aus der ihm dann neue Gesichtspunkte aufgegangen seien.

Es würde zu weit führen, hier auf diese Hypothese näher einzugehen. Es ist nicht leichter ihr zuzustimmen als sie zu widerlegen. So viel ist aber an ihr gewiss richtig, dass Kleist die Anregung zur Einführung der überirdischen Eingriffe aus der alten Litteratur über Kohlhaas empfangen habe. Und zwar kommt hier hauptsächlich wieder Leutinger in Betracht. In seinem Bericht heisst es von Kohlhaas, nachdem von dem Umfange seiner Macht und der Gefährlichkeit seiner Unternehmungen die Rede war, dass er seine Stärke ausser von der ihm eigenen Verschlagenheit von der Magie entlehnte (*quia vires suas a Magia et astutia mutuaretur lib. I § 69 ed. Küster, § 48 ed. Krause*) und im Anschluss daran wird hervorgehoben, dass es nicht möglich war, ihm mit Erfolg beizukommen oder ihn durch Hinterhalte abzufangen, wie wenn also Kohlhaas mit höheren Kräften im Bunde gestanden hätte, genau wie der Dichter seinen Helden unter dem Schirm und Schutze überirdischer Mächte, als deren Vermittlerin die Zigeunerin auftritt, stehn lässt.

Ich sagte, dass für die Frage nach dem Ursprung der übersinnlichen Momente in Kleists Erzählung hauptsächlich Leutinger in Betracht kommt. In der That spielt auch schon in den Hafttzenschen Bericht allerlei phantastisch-magischer Spuk hinein. So wenn es heisst: „dass der Kurfürst von Brandenburg Meister Hansen, dem Scharfrichter von Berlin, welcher ein ausbündiger Schwartzkünstler war, befahl, ihm Kohlhaas und seinen Anhang in die Stadt zu schaffen“, und dieser es durch seine dunkle Kunst zu Wege brachte. Von einem Genossen Kohlhaases wird gleichfalls gesagt, „er sei ein ausbündiger Schwartzkünstler gewesen und hin und wieder auff den Dächern als eine Katze lauffende gesehen worden“. Zu der ersten Bemerkung, dass der Kurfürst von Brandenburg dem Scharfrichter den Auftrag gegeben habe, Kohlhaas einzufangen, wird in der Schöttgen und Kreysigschen Ausgabe, die, wie wir wissen, Kleist vorlag, die Anmerkung gemacht, dass es dem Herausgeber fern liege, den teuren Kurfürsten dessen zu beschuldigen, dass er von Zauberei viel gehalten habe. Er glaube vielmehr mit Leutinger (lib. XVIII p. 639 ed. Küster), dass man von ihm mehr vorgegeben, als zu beweisen stehet. „Es war aber dieses, fährt er fort, ein Fehler derer damaligen Zeiten, dass man alle Klugheit und Geschwindigkeit, die man nicht sogleich begreifen konnte, der Zauberey zuschrieb“.

Diese Stellen muss man im Auge behalten, man muss Kleists Hang zum Romantischen, seine Hinneigung zum Phantastischen und Mystischen berücksichtigen, die sich ja auch im „Käthchen von Heilbronn, im „Prinzen von Homburg“ kund thun, wo der Hypnotismus eine ganz realistische Verwendung findet; man muss den Einfluss bedenken, den in der Zeit der Entstehung der Erzählung der mystische Naturphilosoph Gotthilf Heinrich Schubert auf den Dichter ausübte (vgl. Morris, Heinrich

v. Kleists Reise nach Würzburg, 1899 S. 34 ff.); man darf ferner nicht übersehen, dass er auch sonst bemüht ist, seiner Darstellung Zeitcolorit zu verleihen — und die Kühnheit, in die Erzählung einer historischen Begebenheit übersinnliche Momente zu verweben, erscheint nicht mehr so unbegreiflich. Es ist echt Kleistische Naivität. —

Ich habe nun wohl deutlich gemacht, dass Kleist zwei Berichte über den historischen Kohlhaas für seine Erzählung benutzt hat: Peter Haftitz' Mikrochronikon und Nicolaus Leutingers Geschichte der Mark Brandenburg. Ich bin überzeugt, dass er auch noch andere historische oder kulturgeschichtliche Werke zu Rate gezogen hat, besonders solche, die ihm über die inneren Zustände des damaligen Sachsen Belehrung geben konnten. Denn wie sehr er auch von der wirklichen Geschichte abweicht, wie unhistorisch beispielsweise das Charakterbild seines Kurfürsten im Vergleich zu dem standhaften Johann Friedrich, wie ihn die Geschichte kennt, ausgefallen ist und obgleich er alle Personen aus der näheren oder weiteren Umgebung des Herrschers völlig frei erfunden hat, so kann ich mich bei der so eindringlichen und intimen Schilderung des Treibens am Hofe doch nicht entschliessen zu glauben, er sei darin ohne alle äussere Anregung geblieben und lediglich dem gefolgt, was ihm seine Phantasie hergab. Leider fehlen mir die Kenntnisse dieser historischen Gebiete, die für eine Nachspürung der Fahrten, die der Dichter eingeschlagen haben kann, erforderlich sind. Es kann auch sein, dass er die Verhältnisse eines anderen Ländchens, die ihm bekannt waren, wenn sie auch einer späteren Zeit angehörten, mit poetischer Lizenz auf das damalige Sachsen übertrug. Jedenfalls muss die Forschung diesen Punkt noch ins Auge fassen.

Gegen die Gesetze einer guten Composition sündigend, indem ich voraussetzte, was bei einer richtigen Disposition des Stoffes vorher hätte mitgeteilt werden müssen, habe ich im Laufe dieser Betrachtungen schon manche Einzelheiten der historischen Überlieferung wie der Kleistischen Erzählung zur Sprache gebracht, ohne im Zusammenhang die eine und die andere besprochen und mit einander verglichen zu haben.

Ich will das nun nachholen.

Kurz zusammengefasst ist das, was Kleist in den Quellen fand, wenn ich von dem, was er Leutinger entnahm und was schon besprochen ist, absehe, etwa folgendes:

Als Kohlhaas einmal Pferde nach Sachsen führt, um sie zu verkaufen, behauptet einer von Adel — aus Schöttgens und Kreysigs Nachlese (S. 529 Anm.) ersah Kleist, dass er den Namen Günther von Zschwitz trug, dass aber nicht er die Äusserung fallen liess, sondern auf seinen Befehl Untersassen von ihm es thaten — sie behaupten, dass Kohlhaas die Pferde gestohlen habe. Er lässt sie auf des Edelmanns

Unkosten im Gericht stehn, bis er den Beweis erbringt, dass er sie ehrlich und redlich erworben habe. Kann ers nicht erweisen, solle er ihrer verlustig gehn. Bei seiner Wiederkunft findet Kohlhase, als er hinreichende Beweise über den ehrlichen Besitz der Pferde erbringt, dass sie inzwischen vom Junker benutzt und weidlich abgetrieben sind. Er verlangt Schadenersatz, den zu zahlen der Edelmann sich weigert. Kohlhase bringt die Angelegenheit beim Kurfürsten von Sachsen an, kann aber nicht zu seinem Rechte kommen. So greift er zur Selbsthilfe. Hart vor Zahna überfällt er einen reichen Seidenkrämer aus Wittenberg, beraubt ihn und hält ihn auf einem Werder der krummen Spree gefangen, bis er sich mit Geld gelöst hat. Und mehr solcher Unthaten begeht er, bis sich endlich der Kurfürst von Sachsen erbietet, sich mit ihm zu einigen und einen Tag nach Jüterbog zur Erörterung der Angelegenheit beruft. Kohlhase erscheint, 40 Pferde stark und schliesst mit den vom Kurfürsten verordneten Räten einen Vertrag, der aber von den Sachsen nicht innegehalten wird. So beginnt er von neuem seine Raubzüge, plündert Dörfer an der sächsisch-märkischen und magdeburgischen Grenze, brennt Zahna nieder und stiftet solchen Schaden, dass sich der Kurfürst von Sachsen gedrungen sieht, den Kurfürsten von Brandenburg und den Erzbischof von Magdeburg zu bitten, gegen ihn einzuschreiten. Den Sachsen wird auch endlich gestattet, den Räuber auf märkischem und magdeburgischem Gebiete suchen zu lassen und ihnen das Recht eingeräumt, ihn da zu verhaften. Aber unverzagt und anschlägig wie Kohlhase ist, weiss er sich allen Nachstellungen geschickt zu entziehen. Manchen bösen Streich spielt er dem Kurfürsten, indem er die Plünderungen mit ungeschwächtem Erfolge fortsetzt. Da greift Luther ein. Er schreibt Kohlhase und ermahnt ihn, von seinem Treiben abzustehn. Der Mordbrenner sucht den Gottesmann auf und in einer langen Unterredung verspricht er ihm, sein räuberisches Gewerbe aufzugeben, wogegen ihm verheissen wird, dass seine Angelegenheit geordnet werden und eine gute Endschaft nehmen solle. Allein die Intervention ist fruchtlos. Die Sachsen verfolgen Kohlhase nach wie vor und kümmern sich nicht um die Beilegung der Rechtssache.

Es wird nun erzählt, was wir schon wissen, wie sein Geselle Nagelschmidt ihm rät, den Kurfürsten von Brandenburg anzugreifen und wie er sich dadurch sein Verderben bereitet.

Den Schluss des Berichtes bildet die kulturgeschichtlich höchst interessante und für das Leben Berlins im 16. Jahrhundert überaus charakteristische Darstellung der Gefangennahme des Mordbrenners und seines Gesellen, die zu hegen und hausen verboten war. Einiges davon habe ich schon mitgeteilt. Eine Episode aber verdient an dieser Stelle noch erwähnt zu werden. Ein Bürger, Namens Putletz, in dessen

Haus Gürgen Nagelschmidt hinter der Feuermauer stehend gefunden wurde, ward „ungeachtet er dessen keine Wissenschaft getragen“, gefänglich eingezogen und auf dem Neuen Markt enthauptet. „Und ob man wohl der Frauen das Leben hat schenken wollen, hat sie es doch nicht thuen (d. h. sich schencken lassen) wollen, sondern ehe sie beide gerichtet worden, hat sie ihren Mann freundlich umfassen und mit einem Kuss gesegnet und weil sie alle beide alte verlebte Leute gewesen, sind sie auf einem Stuhle sitzend enthauptet worden“.

Man sieht abgesehen von diesen prächtigen, genremässigen Zügen, von denen Kleist übrigens keinen Gebrauch gemacht hat, ist es eine dürre Überlieferung. Von einer Charakterschilderung sind nur dürftige Keime vorhanden und diese hat der naive Chronist gewiss unbewusst ausgestreut. Und gerade das, was den Poeten an dem Stoffe reizte, was ihn dazu trieb, ihn zu behandeln, das eigentliche Problem: wie ein Mann aus Rechtsgefühl zum Räuber und Mörder wird, das tritt nur am Eingang ganz schattenhaft auf. Die durchgreifendste Änderung, die Kleist an der Überlieferung vornahm, liegt denn auch nach dieser Richtung hin. Ihm kam es darauf an, an einem bestimmten konkreten Falle zu zeigen, wie nahe bei einander in der menschlichen Brust gut und böse, Tugend und Sünde wohnen und zu erzählen, wie ein schlichter und gottesfürchtiger Mann aus verletztem Rechtsgefühl zum Verbrecher wird und ein tragisches Ende findet. Alle Kunst wendet er an, uns diesen Fall menschlich begreiflich zu machen und nicht genug kann er sich in der Erfindung von Details thun, um uns mit der Überzeugung zu erfüllen, dass all die Bosheiten, Ungerechtigkeiten, Enttäuschungen, die der unglückliche Mann erleidet, ihn zu dem Schritte treiben mussten. Und bis zu dem Punkt des Umschlags, von dem ich schon gesprochen habe, weiss er uns die Geschehnisse mit einer bewunderungswürdigen Einfachheit, Stärke und Schärfe der Darstellung und einer beispiellosen Fähigkeit stufenmässiger Steigerung vorzuführen. Von diesem quellenden Reichtum kann ich hier nur einen schwachen Abglanz geben, von dem voll ausgeführten Gemälde nur eine dürftige Skizze.

Der Rosshändler Kohlhaas reitet mit einer Koppel junger Pferde ins Ausland. Auf sächsischem Gebiete erfährt er eine unerwartete Erschwerung. Er soll nicht nur Zoll bezahlen, während er bisher die Stelle frei passiert hatte, sondern auch einen Pass vorzeigen, worin ihm die ausdrückliche Erlaubnis erteilt sei, die Pferde über die Grenze zu bringen. Den Zoll entrichtet Kohlhaas ohne Sträuben. Von dem Erlaubnisschein wusste er nichts und besitzt ihn daher auch nicht. Nach langen Verhandlungen mit dem hartnäckigen Vogt, zu denen der Junker von Tronka selbst hinzutritt, einigt man sich dahin, dass der Rosskamm den Schein nachträglich in Dresden löse. Des zum Pfande lässt er auf Verlangen des Vogtes ein Paar prächtiger Rappen zurück,

die dem Junker, seiner übermütigen Umgebung und seinem Gesinde schon lange in die Augen gestochen hatten. Zur Wartung giebt er ihnen seinen treuen Knecht Herse bei.

In Dresden erfährt er, was ihm schon ahnte, dass die Geschichte von dem Passschein ein Märchen sei. Er kommt zur Tronkenburg zurück und hört, dass man seinen Knecht ungebührlichen Betragens halber, wie es heisst, wenige Tage, nachdem er ihn zurückgelassen, zerprügelt und weggejagt habe. Statt der glatten und wohlgenährten Rappen aber findet er dürre, abgehärmte Mähren. Er stellt den Schlossvogt, später den Junker selbst zur Rede und man sagt ihm auf die Frage, um welchen Versehens halber der Knecht aus der Burg entfernt worden sei, dass er sich als einen trotzigen Schlingel erwiesen und sich gegen einen notwendigen Stallwechsel gesträubt habe. Die Pferde aber hätte man, damit sie ihr Futter abverdienten, ein wenig zu den Erntearbeiten verwendet. Kohlhaas, der die schändliche und abgekartete Gewaltthätigkeit wohl durchschaut, ist gleichwohl entschlossen, im Gefühl seiner Ohnmacht den Ingrim zu verbeißen, aber die scham- und rücksichtslose Roheit, mit der ihm, dem so schmählich Gekränkten, bei seinen sachlichen Fragen der Vogt und auch der Junker begegnen, erregen ihm noch mehr die Galle und rufen seinen ganzen Trotz auf. Er weigert sich die Pferde zurückzunehmen und verlässt die Burg, um in Dresden, der Hauptstadt, klagbar zu werden. Doch er will sich seines Rechtes völlig vergewissern und beschliesst, vorher nach Kohlhaasenbrück zurückzukehren, um sich durch Vernehmung des Knechtes zu überzeugen, ob ihm nicht vielleicht doch eine Art Schuld beizumessen sei. In diesem Falle wollte er den Verlust der Pferde als eine gerechte Folge davon verschmerzen. Zugleich aber „fasste das Gefühl tiefere und tiefere Wurzeln in dem Masse, als er weiter ritt und überall, wo er einkehrte, von den Ungerechtigkeiten hörte, die täglich auf der Tronkenburg gegen die Reisenden verübt wurden: dass, wenn der ganze Vorfall, wie es allen Anschein habe, bloss abgekartet sein sollte, er mit seinen Kräften der Welt in der Pflicht verfallen sei, sich Genugthuung für die erlittene Kränkung und Sicherheit für zukünftige seinen Mitbürgern zu verschaffen“.

In Kohlhaasenbrück, wohin, wie der Rosskamm richtig vermutet hatte, der zerschlagene Knecht zurückgekehrt war, erfährt er aus einem eingehenden, mit echt Kleistischer Kunst des Inquisitoriums dargestellten Verhör, dass der brave Herse frei von jeder Schuld ist, in aller Bescheidenheit nur das Recht seines Herrn wahrgenommen und lediglich so gehandelt habe, wie es ihm die aufgetragene Pflicht der Obhut der Pferde vorschrieb. Und nun ist Kohlhaas im Einverständnis mit seiner wackeren Frau Lisbeth, die es für ein Werk Gottes erklärt,

Unordnungen wie den geschehenen Einhalt zu thun, entschlossen, in Dresden seine Klage vor Gericht zu bringen.

Monate vergehn, ohne dass er auch nur eine Erklärung über sie, geschweige denn die Resolution selbst erhält. Endlich erfährt er, nachdem er mehreremal von neuem beim Tribunal eingekommen ist, von seinem Advokaten, dass die Klage bei dem Dresdener Gerichtshofe auf eine höhere Insinuation gänzlich niedergeschlagen worden sei und zwar habe dies seinen Grund darin, dass der Junker Wenzel von Tronka mit zwei Junkern, Hinz und Kunz von Tronka, verwandt sei, deren einer bei der Person des Regenten Mundschenk, der andere gar Kämmerer sei.

Kohlhaas befindet sich gerade in der Stadt Brandenburg, als er diese Nachricht empfängt. Er erzählt dem Stadthauptmann, mit dem er bekannt ist, von der Angelegenheit und dieser rät ihm, eine Supplik mit einer kurzen Darstellung des Vorfalles an den Kurfürsten von Brandenburg aufzusetzen und wegen der Gewaltthätigkeit, die man sich auf sächsischem Gebiet gegen ihn erlaubt habe, den landesherrlichen Schutz anzurufen. Kohlhaas befolgt den Rat. Der Stadthauptmann weiss den Brief in die Hände des Kurfürsten zu bringen, allein auch jetzt wird dem Rosshändler die erwartete Genugthuung nicht zuteil. Der Stadthauptmann schreibt ihm, dass er, wie leid es ihm auch sei, in seiner Sache nichts thun könne. Er rate ihm, die Pferde, die er in der Tronkenburg zurückgelassen habe, wieder abführen und im übrigen die Sache ruhen zu lassen. Gleichzeitig schickt er ihm die Resolution der Staatskanzlei, in der Kohlhaas nach dem Bericht des Tribunals in Dresden für einen unnützen Querulanten erklärt und ihm bedeutet wird, dass er sich die Rappen, die ihm der Junker auf keine Weise zurückhalte, von der Burg holen oder wenigstens ihn wissen lassen möge, wohin er sie ihm senden solle. Unter der Hand wird dem Rosskamm auch der Grund dieser Entscheidung bekannt: der Staatskanzler seines Landes ist mit dem Hause derer von Tronka verschwägert.

Kohlhaas schäumt vor Wut, als er dies erfährt. Entschlossen, in einem Lande, in dem man ihn in seinen Rechten nicht schützen wolle, nicht zu bleiben, ruft er einen benachbarten Amtmann zu sich, um ihm seine Besitzungen von Kohlhaasenbrück und Dresden zu verkaufen. Er ist von der Ueberzeugung durchdrungen, dass es Zwecke geben könne, im Vergleich mit welchen seinem Hauswesen als ein ordentlicher Vater vorzustehn, untergeordnet und nichtswürdig sei. Seine Frau Lisbeth, die Zeugin der Unterhandlungen ist, beschwört ihn auf Knien, nichts zu übereilen und die Sache mittels einer Bittschrift beim Landesherrn selbst noch einmal anhängig zu machen. Kohlhaas folgt ihr und überlässt ihr auf ihre Bitte, selbst das Schriftstück zu überreichen. Sie ersucht ihn darum, weil sie, wie sie ihm verschämt

eingesteht, einst von dem Kastellan des kurfürstlichen Schlosses umworben wurde und noch immer seiner Zuneigung gewiss sein kann.

Allein dieser Schritt erweist sich als den allerunglücklichsten von den bisher gethanen. Die Frau wird bei ihrem Versuche, an die Person des Landesherrn heranzukommen, von einem Lanzenstoss, den sie vor die Brust erhält, tödlich getroffen, und sterbend wird sie in Kohlhaasens Haus gebracht. Und eben ist das pomphafte Leichenbegängnis, das weniger für sie als für eine Fürstin angeordnet schien, beendet, so erhält er auf die Bittschrift die landesherrliche Resolution: er solle die Pferde von der Tronkenburg abholen und bei Strafe, in das Gefängnis geworfen zu werden, nicht weiter in dieser Sache einkommen.

Da ist seine Langmut erschöpft. Er schickt dem Junker Wenzel von Tronka einen Rechtsschluss, in dem er ihn kraft der ihm angeborenen Macht verdammt, die Rappen, die er ihm abgenommen und auf den Feldern zu Grunde gerichtet habe, binnen drei Tagen nach Sicht nach Kohlhaasenbrück zu führen und in Person in seinen Ställen dick zu füttern. Als die drei Tage verflossen sind, ohne dass die Pferde überliefert worden sind, bricht er mit sieben Knechten nach der Tronkenburg auf, stürmt sie und brennt das ganze Schloss bis auf die Mauern nieder. Des Junkers Wenzel von Tronka freilich, den gefangen zu nehmen er am meisten begierig war, vermag er nicht habhaft zu werden. Er ist während des Sturmes entkommen. Rachedürstig folgt er seiner Spur und als er erfährt, dass er sich in Wittenberg befindet, bricht er dahin auf, entschlossen die Stadt einzuäschern, wenn sie ihm nicht den Todfeind ausliefere.

Wie er nun Wittenberg dreimal in Brand setzt, wie seine Schar zu einem Kriegshaufen anschwillt und wie er dem Lande gefährlich wird, davon war oben bereits die Rede. Schon steht er vor Leipzig und steckt die Stadt an drei Seiten in Brand. Ganz Sachsen, insbesondere die Residenz, wohin nach einem falschen, auch zu Kohlhaas gelangten Gerücht der Junker geflüchtet sein soll, ergreift die ärgste Bestürzung. Da legt sich Luther ins Mittel. Wir haben schon gesehen, dass Kleist den Zug in der Quelle fand, und dies Motiv wird nicht am wenigsten zu dem Reize beigetragen haben, den die naive Darstellung des Chronisten auf den Dichter ausübte. Die Unterredung der beiden Männer selbst aber, ein Meisterstück für sich, ist seine freie Erfindung, wie auch das öffentliche Schreiben des Reformators an den Mordbrenner in seinem prächtigen Wortlaut ganz und gar Kleistens Geist entsprungen ist. Die Quelle verzeichnet nur die Thatsache selbst. Die Unterredung bildet den Angelpunkt der Erzählung. Es gilt von ihr, was Schiller von der Helena-Episode in Goethes Faust an den Dichter schrieb: es ist der Gipfel, der von allen Punkten des Ganzen gesehen werden muss und nach allen hinsieht.

Die Folge der Unterredung ist, dass Kohlhaas zu einer neuen Untersuchung seiner Sache freies Geleit nach Dresden erhält. Erweist sich seine Klage als unbegründet, so solle gegen ihn seines eigenmächtigen Unternehmens wegen, sich selbst Recht zu verschaffen, mit der ganzen Strenge des Gesetzes verfahren werden, im entgegengesetzten Fall aber ihm mit seinem ganzen Haufen Gnade für Recht bewilligt und völlige Amnestie für seine in Sachsen verübten Gewaltthatigkeiten zugestanden sein.

Kohlhaas entlässt seinen inzwischen auf vierhundert Mann angewachsenen Haufen und begiebt sich nach Dresden, um seine Klage wegen der Rappen gegen den Junker Wenzel von Tronka vor Gericht zu bringen. Hier erhält er zu seinem Schutz eine aus drei Landsknechten bestehende Wache. Die Forderungen, die er geltend macht, sind: Bestrafung des Junkers den Gesetzen gemäss, Wiederherstellung der Pferde in den vorigen Stand und Ersatz des Schadens, den er wie sein Knecht durch die verübten Gewaltthaten erlitten haben. Allein die Rappen waren in ihrem elenden und heillosen Zustand schon an den Abdecker geraten, und als man sie endlich ausfindig gemacht hat und nach Dresden bringt, wo sie im Stalle des Kämmerers von Tronka dick gefüttert werden sollen, da kommt es zu Kohlhaasens Unglück zu einer Art Aufstandes. Den Anlass dazu giebt die Weigerung eines von einem erregten Volkshaufen aufgehetzten Knechtes des Kämmerers, die unehrlichen Pferde in den Stall zu führen. Als der Herr ihn für diese Aufsässigkeit mit wütenden Hieben der Klinge vom Platz weg und aus den Diensten jagt, erregt er den Unwillen des Volkes, das sich empört auf ihn stürzt. Er gerät in die grösste Lebensgefahr und wird blutbedeckt vom Platze getragen.

Dieser Vorfall verbreitet auch bei den Gemässigten und Besseren im Lande eine für den Ausgang der Kohlhaaseschen Streitsache höchst ungünstige Stimmung. Dazu treten andere für den Rosskamm verhängnissvolle Umstände, deren Einzelheiten ich hier übergehe. Nur soviel sei bemerkt, dass ein Gesuch, das er an die Regierung richtet, ihn für einige Tage nach Kohlhaasenbrück reisen zu lassen, verzögert und angeblich der Entscheidung des Landesherrn selbst, auf die er aber vergeblich wartet, vorgelegt wird. Ebenso wird das Rechtserkenntnis bei dem Tribunal, so bestimmt man es ihm auch in Aussicht gestellt hat, nicht gefällt. Ja, er wird geradezu als Gefangener behandelt. Kurz, die ihm angelobte Amnestie wird, wie sich Kleist ausdrückt, gebrochen.

Wie den Rosshändler all diese Erfahrungen endlich mürbe machen und wie er mit stiller Ergebung seine Verurteilung als willkommene Erlösung aus den Wirrnissen in einer Art müder Übersättigung beinahe herbeizwingt, habe ich schon ausgeführt. Auch wie er von Brandenburg reklamiert und auch hier zum Tode verurteilt wird, ist schon bemerkt.

Hinzuzufügen ist noch, was ich gleichfalls bereits angedeutet habe, dass dabei die Mitwirkung der kaiserlichen Regierung zu seinen Ungunsten im Spiele ist, insofern er als Brecher des kaiserlichen Landfriedens der Strafe verfallen ist. In dem ihm von Sachsen bewilligten freien Geleit ist der Umstand wie durch ein Versehen ausser Acht gelassen, so dass von dieser Seite aus ein neues Moment der Schuld des Helden gewonnen ist. Für das ausserordentlich sorgfältige Bemühen des Dichters, den Tod Kohlhaasens auf alle Fälle als notwendig erscheinen zu lassen, ist das kein unwichtiger Punkt. Er ist darum auch mit feiner Kunst von langer Hand vorbereitet.

Nachdem so das Schicksal des Helden entschieden ist, kommt durch die ebenfalls schon besprochene Einmischung des Übersinnlichen ein neues Element der Spannung in die Erzählung. Das leidenschaftliche Verlangen des Kurfürsten von Sachsen weckt die Hoffnung auf Rettung. Allein wir wissen, sie wird zu Schanden. Kohlhaasens Starrsinn, sein Lebensüberdruß, seine pessimistische Überzeugung, wiederum betrogen zu werden, vor allem aber das überwältigende Verlangen, Rache zu üben, treiben ihn dazu, dem Regenten den brennenden Wunsch zu versagen.

Ich wiederhole: nur ein kahler Abriss ist diese Übersicht. Aber auch sie schon wird einen Begriff von der Fülle geben, mit der Kleist das Knochengerüst der Überlieferung umkleidet hat. Er hat die Vorlage aus Eigenem so bereichert und vertieft, dass man getrost sagen kann: seine Erzählung ist ein Phantasiegemälde. Wie er dann den Hauptmotiven den Atem des Lebens lieh, indem er eine unendliche Menge von Nebenmotiven, besonders von der Art der genremässigen Kleinmalerei hinzu erfand, wie er der Darstellung der Vorgänge die denkbar grösste Anschaulichkeit und Sinnfälligkeit zu geben wusste, das muss man selbst nachlesen.

Nur einen, die innere Form betreffenden Punkt will ich hervorheben, weil er wichtig ist für die Art, in der Kleist das Problem erfasste. Es handelt sich um das schwierige Moment der Tragik. Auch Kleist wusste, dass die echte Tragik unschuldig – schuldig ist. Nun ist ja Kohlhaas von vornherein, indem er in dieser, die Grundlagen der menschlichen Ordnung erschütternden Weise zur Selbsthilfe greift, der Schuld verfallen. Allein auf der andern Seite ist, was er thut, mit Kleist zu reden, doch nur eine Ausschweifung in der Tugend, indem ihn eine schätzenswerte Eigenschaft, das Rechtsgefühl, zum Räuber und Mörder macht. Sie ist, rein menschlich betrachtet, die Reaktion einer natürlichen und gesunden Empfindung. Deshalb ist der Dichter bemüht, ihn noch auf andere Weise innerlich in Schuld zu verstricken. So lässt er mit feiner Psychologie in dem schlichten, bescheidenen Mann Selbstüberhebung und Grössenwahn Wurzel fassen. Kaum hat Kohlhaas die Tronkenburg gestürmt und seine Schar sich vermehren sehen, so er-

lässt er Mandate, in denen er sich einen „reichs- und weltfreien, Gott allein unterworfenen Herrn“ nennt. Der Dichter säumt nicht, das Verfahren „eine Schwärmerei krankhafter und missgeschaffener Art“ zu nennen. (Zolling 4, 89, 5). Später, als er das Lützener Schloss überumpelt und sich dort festgesetzt hat, fühlt er sich von neuem wie einen regierenden Herren und verfasst ein Mandat, worin er sich „einen Statthalter Michaels, des Erzengels“, nennt, „der gekommen sei, an allen, die in dieser Streitsache des Junkers Partei ergreifen würden, mit Feuer und Schwert die Arglist, in welche die ganze Welt versunken sei, zu bestrafen“. Und dies Mandat war mit einer Art Verrückung, wie der Dichter sagt, unterzeichnet: Gegeben auf dem Sitz unserer provisorischen Weltregierung, dem Erzschlosse zu Lützen (Z. 4, 94, 6). Auch wie er sich jetzt dem Volke zeigt, ist bezeichnend für den Wahn, dem er verfallen ist: ein grosses Cherubsschwert auf einem rotledernen Kissen, mit Quasten von Gold verziert, wird ihm vorangetragen und zwölf Knechte mit brennenden Fackeln folgen ihm (ebenda 96, 30).

Endlich aber kann ich auf die Frage Antwort zu geben versuchen: was trieb Kleist dazu, diesen Stoff zu bearbeiten und ihn mit so sichtlicher Liebe zu behandeln?

Ich meine, dass sich eine so innige Verwandtschaft zwischen dem Wesen eines künstlerischen Vorwurfs und der Individualität des Dichters, wie sie sich uns hier bietet, nicht immer findet. Der Stoff war seiner Empfindungsweise durchaus homogen. Kleist war Zeit seines Lebens ein kräftiger Hasser. Er liebte so zu sagen den Hass. Das bewies er als Mensch wie als Künstler. Als Mensch z. B. in seinem Verhältnis zu Goethe, den er einst mit anbetender Liebe verehrte, um ihn später, als er sich von ihm geschädigt glaubte, mit dem kleinlichsten Hasse zu verfolgen. Auch gegenüber Iffland liess er sich, als er das „Käthchen von Heilbronn“ nicht zur Aufführung annahm, zu einem unschönen, lediglich von der Leidenschaft eingegebenen Verhalten hinreissen. Als Künstler hat er den Hass immer wieder behandelt. Man könnte ihn mit einigem Recht den Sänger des Hasses nennen. In der „Familie Schroffenstein“ bildet der Hass das Grundthema. In der „Penthesilea“ erscheint er als die Kehrseite der Liebe, die, verletzt und gekränkt, in das lodernde Gefühl der Rache umschlägt. Ähnliches gewahren wir in der „Hermannsschlacht“, wo Thusnelda, die sich vom römischen Legaten Ventidius geliebt glaubt, von dem grausamsten, ja blutgierigen Hass erfüllt wird, als sie die Heuchelei des galanten Anbeters durchschaut. Am wütendsten lässt Kleist die Empfindung des Hasses sich in der grauenvollen Novelle „Der Findling“ austoben, wo der in seiner Ehre gekränkte, um seine Gattin gebrachte Piachi den bübischen Pflegesohn erdrosselt und, als er das Schaffot besteigt, sich weigert, das Abendmahl zu empfangen. An drei hintereinander folgenden

Tagen versucht man immer vergebens, ihn dazu zu bewegen. „Er will nicht selig sein. Er will in den untersten Grund der Hölle hinabfahren. Er will den Pflegesohn Nicolo, der nicht im Himmel sein wird, wiederfinden und seine Rache, die er auf der Erde nur unvollständig befriedigen konnte, wieder aufnehmen.“ Also: Hass und Rache darzustellen, dazu war Kleists zerrissene Seele nur allzu sehr gestimmt. Aber er hatte auch einen Hang zum Lehrhaften, wie das seine Briefe an die Braut, Wilhelmine von Zenge, mit so naiver Drastik beweisen. Nie wohl hat ein Dichter seiner Geliebten gegenüber so den Schulmeister gespielt, wie es hier Heinrich von Kleist thut. Wie sehr musste es ihn daher treiben, einmal an einem einleuchtenden Beispiel aus dem Bereiche der Wirklichkeit, an einem eminenten, ins Staatsleben eingreifenden Falle die natürliche, man kann sagen berechnete Entwicklung des Hasses und der Rache zu demonstrieren! Wie sehr Kleist von der Gebrechlichkeit der Welt, der ungeheuren Unordnung, in der sie sich befindet, überzeugt war, hab ich schon bemerkt. Davon dass der Mensch verpflichtet sei, ihr entgegenzuwirken und sie zu heilen, war er nicht minder durchdrungen, und an Gelüsten, die Welt zu verbessern hat es ihm nie gefehlt. Andererseits stand ihm auch die tragische Unfruchtbarkeit solcher Bemühungen nur allzu deutlich vor Augen.

Man sieht: von den vielen sichtbaren und unsichtbaren, inneren und äusseren, notwendigen und zufälligen Momenten, die bei der Conception eines Kunstwerkes wirksam sind, drängen sich einige so sichtbar auf, dass die Wahl dieses Stoffes verständlich erscheint. Je mehr aber der Dichter ihn aus seiner persönlichen Empfindungsweise heraus ergriff, um so bewunderungswürdiger ist die echt epische Ruhe, Sachlichkeit und Objektivität, ja ich möchte sagen Gerechtigkeit, mit der er ihn behandelt. Wir sahen schon, wie er bemüht ist, jeden Zweifel an der Schuld seines Helden, dem er doch so viel von dem eigenen Charakter gab, zu zerstreuen. Ein schönes, wichtiges Motiv ist noch ganz deutlich zu diesem Zwecke erfunden, vielmehr eine Angabe der Quelle zu diesem Behuf ausgenutzt, aber — und das ist besonders bezeichnend — gerade in ihr Gegenteil verkehrt. Hafftiz erzählt, dass Kohlhaase bei seinem Besuche Luthers „dem Doctor gebeichtet und das hochwürdige Sacrament empfangen habe“. Kleist dagegen lässt den Kohlhaas Luther bitten, „ohne weitere Vorbereitung seine Beichte zu empfangen und ihm zur Auswechslung dagegen die Wohlthat des heiligen Sacraments zu erteilen“. Luther ist dazu bereit, wenn der Rosshändler seinem Feind vergeben will. Er aber weigert sich dessen. Als er dann noch einmal beim Weggehen sagt: „Und so kann ich, hochwürdigster Herr, der Wohlthat versöhnt zu werden, die ich mir von euch erbat, nicht theilhaftig werden?“, antwortet Luther

kurz: „Deinem Heiland, nein!“ und entlässt Kohlhaas. Kurz vor seiner Hinrichtung — dass Luther jetzt Nachsicht walten lässt, begreift man — empfängt er dann durch einen von ihm Abgesandten die Wohlthat der heiligen Communion.

Gleichwohl hat aber das dem Kleistischen Gemüt so eingeborene Gefühl der Rache auch auf die Conception der wunderlichen Schlusspartie, wie ich meine, bestimmend gewirkt. Und so seltsam dieser Teil uns anmutet, sieht man ihn auf die Tendenzen des Dichters hin an, so erscheint er nicht nur begreiflich, wie wir (oben S. 325 f.) gesehen haben, sondern auch in einem günstigeren Lichte. Für Kleist, der doch immerhin ein märkischer Junker war, durchdrungen vom Staatsgefühl und überzeugt von der unerschütterlichen Berechtigung der Staatsordnung, war, wie ich schon einmal (S. 335) bemerkt habe, der für sein Recht kämpfende Kohlhaas im Unrecht. *Summum jus summa injuria!* Von vornherein stand für ihn fest, dass er durch seinen Tod die Welt wegen des allzu raschen Versuches, sich selbst in ihr Recht verschaffen zu wollen, versöhnen musste. Zugleich aber war die Sache, für die er alles einsetzte, eine edle. Musste er also für das Unrecht den Tod leiden, so musste er andererseits für das tapfere und mannhafte Eintreten für das Recht und die Allgemeinheit eine Genugthuung erfahren. Wie aber das machen? In diesem Dilemma, Unmögliches zu vereinigen hat Kleist nach meinem Gefühl mit dem Einschleichen der Prophezeiung einen in seiner Art genialen Ausweg gefunden. Er lässt ihn zwar nicht an seinem Hauptfeinde, dem Junker Wenzel von Tronka, rächen, dafür aber an seinem anderen Feind, dem Kurfürsten von Sachsen, der ihm so schmähdlich die Amnestie gebrochen hat. Indem Kohlhaas lieber den Tod erleidet, als dass er dem Kurfürsten die Prophezeiung ausliefert, an der ihm alles gelegen ist und deren Verlust ihm vermutlich selbst den Tod bereiten wird, indem er den verhängnisvollen Zettel vor seinen Augen liest und dann verschlingt, erlebt er eine nach Kleistischer Auffassung wahrhaft monumentale Genugthuung. Dazu ist ihm die Freude gegönnt, dass er seine lieben Rappen von Wohlsein glänzend wieder erhält und ihren feisten Hals klopfen kann. Auch wird ihm der ganze erlittene Schaden ersetzt und endlich erfährt er, dass der Junker zu zweijähriger Gefängnisstrafe verurteilt sei. Von Gefühlen ganz überwältigt gesteht er, dass sein höchster Wunsch auf Erden erfüllt sei und heiter und befriedigt verlässt er die Welt.

Aber gleichzeitig hat Kleist, indem er seinen Helden in dieser Weise an dem Kurfürsten von Sachsen Rache nehmen lässt, seinem eigenen patriotischen Hasse Luft gemacht. Das hat Adolf Wilbrandt geistreich und treffend dargethan (Heinrich von Kleist S. 335). Er zeigte, wie „dem leidenschaftlich empfindenden Vaterlandsfreund unter den schmähdlichen Helfershelfern, die Napoleon an deutschen Fürsten fand,

keiner verderblicher und hassenswerter erschien als der sächsische Kurfürst, der sich durch Verrat an Preussen im Jahre 1806 und durch den Beitritt zum Rheinbund den Königstitel erkaufte hatte. An diesem Verräter galt es Rache zu üben. Sein Reich musste ihm, wenn die gute Sache siegen sollte, genommen und durch das preussische Schwert musste es ihm genommen werden. So flocht der von seinem Zorn verfolgte Dichter in die Geschichte seines Kohlhaas mittels Erfindung des geheimnisvollen Zettels, der dem Hause Brandenburg eine lange Dauer und Blüte versprach, dem sächsischen aber den Untergang prophezeite, seine eigene Stimmung hinein. Was er enthält, spricht seine geheimen Wünsche aus und in der höhnischen, genussvollen Rache, die er den Rosshändler an dem gepeinigten Fürsten nehmen liess, gönnte er sich selbst die Befriedigung, sein Gefühl gegen den königlichen Verräter zu entladen.“

Wilbrandt tadelt es, dass der Dichter so die persönliche Empfindung in seine Schöpfung einströmen liess. Aber macht nicht das Durchdringen des Stoffes mit dem eigenen starken Wesen gerade den Dichter? Und wer will entscheiden, wann darin die dem Künstler gezogene Grenze überschritten ist, wann nicht? Ich finde auch in diesem Zuge den ganzen echten Kleist, wie er der heutigen Generation so lieb und teuer geworden ist: den stark empfindenden, leidenschaftlichen, meinetwegen rachsüchtigen und hasserfüllten, aber zugleich von der tiefsten Liebe zum Vaterland getragenen Mann. Wäre er nicht so beschaffen gewesen, er hätte uns auch den „Michael Kohlhaas“ nicht geschenkt, eine Schöpfung, die, wenn sie auch nicht schlackenrein ist, ebenso sehr wegen ihres geistigen wie wegen ihres künstlerischen Gehaltes zu den Meisterwerken unserer Litteratur gehört.

Kleine Mitteilungen.

Märkische Kleinbahn-Bezeichnungen im Volksmunde. Die Bahn Paulinenaue—Neu Ruppin heisst die „stille Pauline“. — Die Bahn Berlin—Kremmen heisst die „lahme Karline“. — Die Bahn Neustadt—Pritzwalk heisst der „tolle Hengst“. — Die Bahn Paulinenaue—Rathenow heisst die „zahme Josephine“ oder die „Loreley“. (Die Schienen sind sehr schmal und die Wagen sollen etwas schwanken wie der Kahn des Schiffers in H. Heine's Gedicht. Die andere Erklärung lautet: „weil diese Kleinbahn hauptsächlich zur Beförderung von Lowries dient“.)

O. Monke.

Werth der Waldbeeren. Das Sammeln von Waldbeeren in den Königlichen Forsten bildet auch für die ärmere Bevölkerung unserer Gegend eine lohnende Erwerbsquelle, in diesem Sommer gewährte die Beerenernte wieder eine schöne Nebeneinnahme. Besonders ertragreich waren die Heidelbeeren, gleichwohl wurden sie teurer bezahlt als in den Vorjahren. Handelsleute, die sie aufkauften, um sie nach Berlin bezw. Dresden zu verschicken, zahlten für das Liter anfangs 30 Pf., schliesslich 10 Pf. Da nun eine erwachsene Person während der Haupterntezeit wohl 30 bis 40 Liter an einem Tage sammelt, so beläuft sich ihr Verdienst oft auf 3—5 Mk. Die Erträge der Preisselbeerenernte sind bei uns nur mittelmässig; das Liter wird ausnahmsweise mit 30 Pf. bezahlt. Die Haupternte der Preisselbeeren fällt jedoch in den September, Oktober und November. Geringe Erträge hat die Blaubeerenernte diesmal geliefert, darum hatten auch die Preise in diesem Jahre die aussergewöhnliche Höhe von 40 Pf. für das Liter erreicht. In unmittelbarer Nähe der Stadt hat die Beerenernte fast ganz aufgehört, unsere Wälder scheinen den früheren grossen Reichtum an Beerenfrüchten allmählich zu verlieren. Ebenso verschwindet der Reichtum an Pilzen; denn nur an einzelnen Stellen findet man üppigen Wuchs. Durch das Ausharken der Nadelstreu in den benachbarten Wäldern wird den Pilzen der günstige Nährboden früherer Zeiten nach und nach entzogen.

Frankf. Oder-Ztg., 28. 9. 1900.

Zur Erklärung des Wortes „Backfisch“. Im 3. Heft dieser Zeitschrift S. 214*) vermisst R. Eickhoff eine völlig einwandfreie Erklärung des Wortes „Backfisch“ in der Anwendung auf junge Mädchen. Die im Grimmschen Wörterbuche gegebene Erklärung „Backfisch, Fisch zum Backen, noch nicht zum Sieden, dann ein junges, unaufgewachsenes Mädchen“ enthält doch aber eine solche Erklärung! In den fischreichen Gegenden Norddeutschlands unterscheidet man von den grösseren, zum Kochen geeigneten Fischen durchaus die kleineren, nur zum „Backen“ geeigneten Tiere, welche die sparsame Hausfrau beim Feilschen mit dem Händler verächtlich mit „Backfisch“ betitelt. Ganz kleine, d. h. noch völlig unausgewachsene Fische kommen überhaupt nicht zum Verkauf, sondern werden nach dem Fang von den Fischern aus leicht ersichtlichem Grunde sofort wieder in ihr feuchtes Element zurückbefördert. „Backfisch“ ist also ein Fisch von „mittlerer“ Grösse, in seiner Uebertragung auf unser weibliches Geschlecht also ein Mädchen, das nicht mehr ganz klein, aber auch noch nicht erwachsen ist. Die Uebertragung des Fisches auf Mädchen ist nicht unbeliebt: man denke an „Goldfisch“, „Fischkasten“ (d. i. Mädchenpensionat) etc.!

Bad Oeynhausen.

Dr. Ferdinand Teetz.

*) Zeitschrift f. d. deutschen Unterricht. 14. Jahrg. 10. Heft. 1900.

Für die Redaktion: Dr. Eduard Zache, Cästriner Platz 9. — Die Einsender haben den sachlichen Inhalt ihrer Mitteilungen zu vertreten.

Druck von P. Stankiewicz' Buchdruckerei, Berlin, Bernburgerstrasse 14.